

Uta C. Schmidt

„Das Problem heißt: Schlüsselkind“. Die
„Schlüsselkinderzählung“ als geschlechterpolitische
Inszenierung im Kalten Krieg. Einführende Überlegungen zu
„Geschlecht“ und „Kalter Krieg“

<http://dx.doi.org/10.14765/zzf.dok.1.494>

Reprint von:

Uta C. Schmidt, „Das Problem heißt: Schlüsselkind“. Die
„Schlüsselkinderzählung“ als geschlechterpolitische Inszenierung im Kalten
Krieg. Einführende Überlegungen zu „Geschlecht“ und „Kalter Krieg“, in:
Massenmedien im Kalten Krieg. Akteure, Bilder, Resonanzen, herausgegeben
von Thomas Lindenberger, Böhlau Köln, 2006 (Zeithistorische Studien.
Herausgegeben vom Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam. Band
33), ISBN 3-412-23105-3, S. 171-202

Copyright der digitalen Neuausgabe (c) 2017 Zentrum für Zeithistorische Forschung
Potsdam e.V. (ZZF) und Autor, alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk wurde vom Autor
für den Download vom Dokumentenserver des ZZF freigegeben und darf nur
vervielfältigt und erneut veröffentlicht werden, wenn die Einwilligung der o.g.
Rechteinhaber vorliegt. Bitte kontaktieren Sie: <redaktion@zeitgeschichte-digital.de>

Zitationshinweis:

Uta C. Schmidt (2006), „Das Problem heißt: Schlüsselkind“. Die „Schlüsselkinderzählung“ als geschlechterpolitische Inszenierung im Kalten Krieg. Einführende Überlegungen zu „Geschlecht“ und „Kalter Krieg“, Dokserver des Zentrums für Zeithistorische Forschung Potsdam, <http://dx.doi.org/10.14765/zzf.dok.1.494>

Ursprünglich erschienen als: Uta C. Schmidt, „Das Problem heißt: Schlüsselkind“. Die „Schlüsselkinderzählung“ als geschlechterpolitische Inszenierung im Kalten Krieg. Einführende Überlegungen zu „Geschlecht“ und „Kalter Krieg“, in: Massenmedien im Kalten Krieg. Akteure, Bilder, Resonanzen, herausgegeben von Thomas Lindenberger, Böhlau Köln, 2006 (Zeithistorische Studien. Herausgegeben vom Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam. Band 33), ISBN 3-412-23105-3, S. 171-202

Inhalt

THOMAS LINDENBERGER

Einleitung	9
Massenmedien als Teil der Geschichte des Kalten Krieges.....	11
Der Kalte Krieg als Teil der Geschichte der Massenmedien	14
Massenmedien als Gegenstand der zeithistorischen Forschung.....	17
Zu den Beiträgen.....	19
Danksagungen.....	23

I. Film als Grenzüberschreitung im Kalten Krieg

ULRIKE WECKEL

Begrenzte Spielräume: Wolfgang Staudtes Filme und deren Rezeption im Kalten Krieg	25
Grenzgänger Staudte: Selbstinszenierung und die Macht der Verhältnisse	27
Schwierigkeiten beim grenzüberschreitenden Verleih: <i>Der Untertan</i>	31
Streit um eine Szene: <i>Rosen für den Staatsanwalt</i>	35
Beschränkte Wahrnehmung eines filmischen Angebots: <i>Kirmes</i>	37
Begrenzte Spielräume	46

BERND STÖVER

„Das ist die Wahrheit, die volle Wahrheit“. Befreiungspolitik im DDR-Spielfilm der 1950er und 1960er Jahre.....	49
Film als Quelle zur Geschichte des Kalten Krieges.....	49
Die <i>Liberation Policy</i> als Thema der DEFA.....	52
Der Film als Beweis: Befreiungspolitik und Mauerbau.....	59

Abschluss einer öffentlichen „Beweisführung“: Der Film „For Eyes Only“	62
Ein Fazit: Spielfilmwahrheiten des Kalten Krieges	75

LARS KARL

Das Bild des Siegers im Land der Besiegten: Der sowjetische Kriegsfilm in SBZ und DDR, 1945–1965	77
Die SMAD wird aktiv	79
Filmeinsatz und Publikumsreaktion	80
Stalinkult in der DDR.....	82
Eine Ode auf den Feldherrn – <i>Der Fall von Berlin</i> (1949/50)	83
<i>Der Fall von Berlin</i> in der Kasernierten Volkspolizei (KVP).....	86
Die Spielplanpolitik im „Neuen Kurs“ (1953–55).....	88
Das Eis bricht – <i>Die Kraniche ziehen</i> (1957).....	90
Der Einzelne als Spielball der Geschichte – <i>Ein Menschenschicksal</i> (1959).....	93
Der Krieg als Alltagserlebnis – <i>Die Ballade vom Soldaten</i> (1959).....	99
Der Krieg als Albtraum – <i>Ivans Kindheit</i> (1962).....	101
Der Krieg des georgischen Weinbauern – <i>Der Vater des Soldaten</i> (1964).....	105
Resümee	108

II. Kalte Krieger und Klerus

MARCUS M. PAYK

Antikommunistische Mobilisierung und konservative Revolte. William S. Schlamm, Winfried Martini und der „Kalte Bürgerkrieg“ in der westdeutschen Publizistik der späten 1950er Jahre.....	111
Zwei „Streitschriften“ des „Kalten Bürgerkrieges“	113
Antikommunistische Appellation an die Öffentlichkeit.....	120
Das konservative Menetekel: Sicherheit und Wehrbereitschaft in der Demokratie	128
Mobilisierung und Revolte. Zur konservativen Erfahrung der frühen Bundesrepublik	134

CHRISTINE BARTLITZ

„Hütet euch vor falschen Propheten!“ Hörfunkkommentare der katholischen Kirche aus Berlin 1950–1962	139
Kalter Krieg, Massenmedien und Religion	140
Bistum Berlin	145
Hörfunkkommentare aus katholischen Kreisen	150
Frieden oder Freiheit?	154
Von der braunen zur roten Diktatur	161
Rechristianisierung und Öffentlichkeiten	164
Resümee und Ausblick	167

III. Repräsentationen von Geschlecht und Politik

UTA C. SCHMIDT

„Das Problem heißt: Schlüsselkind“. Die „Schlüsselkinderzählung“ als geschlechterpolitische Inszenierung im Kalten Krieg. Einführende Überlegungen zu „Geschlecht“ und „Kalter Krieg“	171
Einführung: „Schlüsselkinder“ im Kalten Krieg	171
Sozialstrukturelle Dimensionen des Schlüsselkindphänomens	175
Geschlechterpolitische Dimensionen der „Schlüsselkinderzählung“	180
Diskursive und kommunikative Dimensionen der „Schlüsselkinderzählung“	182
Kirchen, Gewerkschaften, Parteien	187
Die DDR als „Kontrahent“ im öffentlichen Kommunikationsraum	191
Die „Schlüsselkinderzählung“ als geschlechterpolitische Inszenierung im Kalten Krieg	194
Zusammenfassung: Geschlecht und Kalter Krieg	199

UTA SCHWARZ

Der blockübergreifende Charme dokumentarischer Bilder: Tradition, Ideologie und Geschlecht in der Repräsentationsordnung der bundesdeutschen und der DDR-Wochenschau der 1950er Jahre.....	203
Audiovision als Dispositiv der Körper.....	203
Die diskursive und politische Etablierung der neuen Wochenschauen.....	207
Arbeitskörper.....	213
Konsumkörper.....	219
Wochenschauen und ihr Publikum.....	225
Zwei Repräsentationsordnungen?.....	229

IV. Fernsehen im Systemkonflikt

THOMAS HEIMANN

Television in Zeiten des Kalten Krieges. Zum Programmaustausch des DDR-Fernsehens in den sechziger Jahren.....	235
Eurovision/Intervision.....	237
Probleme des DDR-Fernsehfunks als journalistisch-publizistisches Medium in den fünfziger Jahren.....	239
Die DDR und ihr Fernsehprogramm an der Nahtstelle der Blöcke.....	244
Einkauf von Filmen und Lizenzen im Programmaustausch.....	247
Stellenwert des Programmaustauschs in der Programmgestaltung.....	249
Feindliche Ideologien im DDR-Fernsehprogramm?.....	254
Westernisierung in der Blockkonfrontation?.....	260

ANHANG

Zu den Autoren.....	263
Abkürzungsverzeichnis.....	267
Literaturverzeichnis.....	269

„Das Problem heißt: Schlüsselkind“

Die „Schlüsselkinderzählung“ als geschlechterpolitische Inszenierung im Kalten Krieg. Einführende Überlegungen zu „Geschlecht“ und „Kalter Krieg“

Einführung: „Schlüsselkinder“ im Kalten Krieg

Direkt nach dem Kriege photographierte Gerhard Gronefeld Berliner Kinder. Für sein Archiv gab er den Aufnahmen den Titel „Schlüsselkinder“: Drei Jungen, in Trümmern spielend, tragen unübersehbar an einer reißfesten Schnur Wohnungsschlüssel um den Hals, wie sie in Berliner Mietskasernen üblich waren. Im Mittelpunkt des Bildes schaut ein Junge den Photographen direkt, offen, verschmitzt, doch gleichzeitig vorsichtig abwartend an. Auf seinen Knien liegt ein abgeklopfter Ziegelstein, über den die zerstörte Stadt mit in das Bild hineingenommen ist, als Spiel- wie als Arbeitsplatz, denn Steine klopfen war eine Tätigkeit, durch die sich Kinder ein paar Pfennige verdienen konnten. Gleichzeitig verweist dieser Ziegelstein im Verbund mit den sichtbaren Schlüsseln auch auf ein Abwesendes: auf die Mutter, die irgendwo „bis spät in die Nacht“ arbeitet.¹ Gronefeld, selbst „Berliner Junge“, zeigt Sympathie für die Kinder. Er dokumentiert sie ohne Anklage selbstständig als Herren über Raum und Zeit.² (Abb. 7)

Im Laufe der Jahre, als im Westen die Ausnahmesituation der direkten Nachkriegszeit einer zunehmenden „Normalisierung“ wich, verfestigte sich das „Schlüsselkind“ zu einem ausschließlich negativen Zuschreibungsbegriff, der Bilder von blassen, verwahrlosten Kindern vor das innere Auge rief: „Streunen, Stehlen, leidenschaftliche Schundlektüre und Bevorzugung schlechter Filme“³ stellten für diese vereinsamten Kinder ein Gefahrenpotential dar, das sie bis in den Selbstmord treiben konnte.⁴ Gabriele Wülker formulierte in der „Zeitschrift für Volksgesundheitspflege“:

1 Deutsches Historisches Museum, Bildarchiv, GG 319/14, Gronefeld verzeichnete auf der Rückseite: „Berlin (Ost), Sept. 1945; den ganzen Tag sich selbst überlassene ‚Schlüsselkinder‘ ... Die Mutter arbeitet bis spät in die Nacht. Das älteste trägt auch den Hausschlüssel“; vgl. auch ebd., GG 319/36.

2 Zu Gerhard Gronefeld vgl. Winfried Ranke, Deutsche Geschichte kurz belichtet. Photoreportagen von Gerhard Gronefeld 1937–1965, hg. v. Dieter Vorsteher, Deutsches Historisches Museum, Berlin 1991.

3 Otto Speck, Kinder berufstätiger Mütter, Stuttgart 1956, S. 56.

4 Der Diskurs vom Schlüsselkind wurde angereichert durch andere brennende, zeitgenössische Debatten, die ebenfalls auf ihre Art und Weise die gesellschaftliche Normalisierung der Bundesrepublik stützten. Direkt mit der Schlüsselkindproblematik verbunden waren die Frage nach guten Wohnungen und die nach der Gefährdung der Jugend durch Schmutz und Schund. Vgl. dazu: Adelheid von Saldern, Von der

„Wir alle kennen die Erscheinung der ‚Schlüsselkinder‘, der Kinder, die um den Hals eine Schnur und daran einen Schlüssel tragen, auf der Straße nach Gemeinschaft suchen, ungern nach Hause gehen, weil es dort leer und unheimlich ist. Zu Hause fühlen sie sich, bewusst oder unbewusst, vereinsamt und isoliert, denn die Mutter fehlt.“⁵

Noch Jahre später wurde dieses Bild medial aufgerufen: „... bei ‚Schlüsselkindern‘ denkt der größte Teil der Bevölkerung an ein blasses, schmales Kind, das seinen Schlüssel um den Hals trägt, auf der Straße spielen muss bis seine Mutter nach Hause kommt, um ihm das Essen zu kochen.“⁶ Diese Bedeutung von „Schlüsselkind“ schrieb sich individuell wie kollektiv so fest, dass Kardinal Frings in seinem Hirtenbrief 1961 nur noch das Wort „Schlüsselkinder“ aufrief, „um das ganze Elend sichtbar zu machen“⁷, wobei er offen ließ, was für ein Elend er genau meinte. Drei Millionen dieser erbarmungswürdigen Geschöpfe geisterten durch die zeitgenössische Diskussion⁸ und schienen die junge Bundesrepublik an den Rand des zivilisatorischen Verfalls zu bringen.

Was hatte es mit diesen „Schlüsselkindern“ auf sich? Warum nahm die Öffentlichkeit so regen Anteil am Schicksal dieser Kinder? Welche Rolle spielten sie im Wahrnehmungs- und Deutungshorizont der fünfziger Jahre? Und: Was hatten die „Schlüsselkinder“ mit dem Kalten Krieg zu tun? Diesen Fragen gelten die folgenden Ausführungen.

Es wird immer wieder von den alltäglichen Wirkungsweisen des Kalten Krieges gesprochen: er sei ein „Kampf der Lebensformen“ (Wilfried Loth), „ein Glaubenskrieg“ (Peter Bender), „allgegenwärtig“ und er „schimmere überall durch“ – „in den Handlungen der Politiker und in ihrem Denken, aber auch im Wirken des ‚kleinen Mannes‘ und seinen Beziehungen“⁹. Frank Trommler sieht die kulturelle Eigenartigkeit des Kalten Krieges in der

„guten Stube“ zur ‚guten Wohnung‘. Zur Geschichte des Wohnens in der Bundesrepublik Deutschland, in: Archiv für Sozialgeschichte 35, 1995, S. 227–254; und dies.: Kulturdebatte und Geschichtserinnerung. Der Bundestag und das Gesetz über die Verbreitung jugendgefährdender Schriften (1952/53), in: Georg Bollenbeck/Gerhard Kaiser (Hg.), unter Mitarbeit von Edda Bleek, Die janusköpfigen 50er Jahre. Kulturelle Moderne und bildungsbürgerliche Semantik III, Opladen 2000, S. 88–114, darin auch: Gerhard Schäfer, Die nivellierte Mittelstandsgesellschaft – Strategien der Soziologie in den 50er Jahren, S. 115–142.

5 Gabriele Wülker, Gesundheitsfürsorge – Gesundheitspolitik. Zeitschrift für die Aufgaben der Volksgesundheitspflege, 6./7. Jg. (1956/57), S. 156–160. Frau Dr. Gabriele Wülker trat 1957 als Staatssekretärin in das Familienministerium ein. Auf Anregung der Frauen-Union – als prominenteste Fürsprecherin ist Elisabeth Schwarzhaupt zu nennen – sollte die hochqualifizierte Wissenschaftlerin, Kriegswitwe und berufstätige Mutter dreier Kinder im katholisch dominierten Männer-Ministerium den protestantischen Flügel und die Frauen der CDU vertreten. Wülker hatte Wirtschaftsgeographie, Anthropologie, Soziologie und Kunstgeschichte studiert und arbeitete vor ihrer Berufung ins Familienministerium als wissenschaftliche Referentin beim „Deutschen Landesausschuss der Internationalen Konferenz für Sozialarbeit“. 1959 kündigte sie wegen unüberbrückbarer Gegensätze zu Wüermeling. Sie vertrat arbeitsmarktpolitische Konzepte zur besseren Vereinbarkeit von Familie und Beruf, vor allem die Schaffung von Teilzeitarbeitsplätzen. Nachlass Wüermeling im ACDP der Konrad-Adenauer Stiftung, Akte Wülker, I-221–013/1.

6 Ruhr-Nachrichten, 1.4.1969.

7 „Soziale Fragen – Eigentum – Mütterarbeit“, in: Kölnische Rundschau, 6.2.61, S. 3.

8 Vgl. Theodor Hellbrügge, Waisenkinder der Technik, in: Reinhard Demoll (Hg.), Menschheit im Schatten, München/Esslingen 1960, S. 69–83, hier: S. 70f.

9 Michael Lemke, Die Berlinkrise 1958 bis 1963, Berlin 1995, S. 12.

„Überschattung aller Lebensbereiche durch ein selbstgesteuertes Konfrontationsdenken“.¹⁰ Der Kalte Krieg war als *Kalter Krieg* vor allem auch eine Auseinandersetzung um mentale Dispositionen, um Sinnbildungs-, Wahrnehmungs- und Deutungshorizonte. In der bundesdeutschen Geschichtswissenschaft wird das Interesse an den symbolischen Dimensionen und an den Irrationalitäten des Konflikts stärker. Es wird dafür plädiert, systematisch Bilder, Filme, Trivalliteratur, Comics, Schulbücher mit in die Analysen der Auseinandersetzung einzubeziehen.¹¹ Die Frage nach dem „Schlüsselkind“ folgt diesem theoretischen, methodischen wie quellenmäßigen Ansatz. Das „Schlüsselkind“ wird als ein Diskurselement aufgegriffen, in dem sich die bundesrepublikanische Gesellschaft im „Kampf der Lebensformen“ positionierte und Selbstmobilisierungskräfte freisetzte.¹²

Schon ein kursorischer Blick auf zeitgenössische Daten zeigt, dass „drei Millionen“ Schlüsselkinder, die als statistische Größe bis hinein in den ersten Familienbericht der Bundesregierung wirkten¹³, das wahre Ausmaß der „Katastrophe“ maßlos überzeichneten. Das „Schlüsselkind“ verlor außerdem im Verlauf der sechziger Jahre merklich an öffentlichem Interesse, als sozioökonomische Wandlungsprozesse nach pragmatischen Konzepten zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf verlangten.¹⁴ Diese szenische Überzeichnung sowie die zeitliche Konjunktur der Rede vom Schlüsselkind, die jenseits ihrer bis heute wirkenden „langen Dauer“ als Erinnerungsbegriff in die „langen 50er Jahre“ fiel, scheint ein erster Anhaltspunkt für den Zusammenhang von Erzählung und Kaltem Krieg zu sein: Als kollektiver Code repräsentierte sie einen bestimmten Aggregatzustand (Wilfried Loth) des Kalten Krieges, sie bestätigte ihn und brachte ihn als einen spezifischen Habitus hervor.¹⁵ Deshalb geht es hier um die *historische Erzählung vom „Schlüsselkind“* in ihrer Form und Funktion

10 Frank Trommler, Neuer Start und alte Vorurteile: Die Kulturbeziehungen im Zeichen des Kalten Krieges 1945–1968, in: Detlef Junker (Hg.), in Verbindung mit Philipp Gassert, Winfried Mausbach und David B. Morris: Die USA und Deutschland im Zeitalter des Kalten Krieges 1945–1990. Ein Handbuch, Bd. 1 (1945–1968), Stuttgart/München 2001, S. 567–591, hier: S. 586.

11 Tagung im Hamburger Institut für Sozialforschung, 26.2.2003–1.3.2003: „War der Kalte Krieg ein Krieg? Kriegs- und Kriegerbilder im Wandel“.

12 Zum Begriff der Selbstmobilisierung vgl. Bernd Greiner, Zwischen „Totalem Krieg“ und „Kleinen Kriegen“. Überlegungen zum historischen Ort des Kalten Krieges, in: Mittelweg 26, 12. Jg. (April/Mai 2003), S. 3–20. Der Autor plädiert dafür, bei aller Problematik am Begriff „Kalter Krieg“ festzuhalten (S. 3f.). Die Ersatzformulierungen „Systemauseinandersetzung“ und „Ost-West-Konflikt“ werden hier aus stilistischen Gründen synonym eingesetzt.

13 Vgl. Bericht der Bundesregierung über die Situation der Frauen in Beruf, Familie und Gesellschaft, in: Verhandlungen des Deutschen Bundestages, V. Wahlperiode, Drucksache V/909, Bonn 1966, S. 18; oder auch: Bericht über die Situation der Frau in Familie und Haushalt (I. Familienbericht), in: Verhandlungen des Deutschen Bundestages, V. Wahlperiode, Anlagen zu den Stenographischen Berichten, Bd. 106, Drucksache V/909, Bonn 1966, S. 62.

14 Vgl. Christine von Oertzen, Teilzeitarbeit und die Lust am Zuverdienen. Geschlechterpolitik und gesellschaftlicher Wandel in Westdeutschland 1948–1969, S. 5.

15 „Habitus“ wird hier verstanden als ein Zusammenspiel bereits im Voraus assimilierter Grundmuster. Diese bringen eine Unzahl einzelner Schemata hervor, die sich auf unterschiedliche Einzelfälle anwenden lassen. „Als Produkt der Geschichte produziert der Habitus individuelle und kollektive Praktiken, also Geschichte, nach den von der Geschichte erzeugten Schemata; er gewährleistet die aktive Präsenz früherer Erfahrungen, die sich in jedem Organismus in Gestalt von Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata niederschlagen und die Übereinstimmung und Konstanz der Praktiken im Zeitverlauf viel sicherer als alle formalen Regeln und expliziten Normen zu gewährleisten suchen.“ Pierre Bourdieu, Sozialer Sinn, Frankfurt/Main 1997, S. 101.

als zeitlich bestimmter gesellschaftlicher Sinnbildungs-, Wahrnehmungs- und Handlungszusammenhang im Spannungsverhältnis zum *historischen Phänomen unbeaufsichtigter Kinder berufstätiger Mütter*. Nicht dass das „Schlüsselkind“ auf der medialen Agenda auftauchte ist Thema dieses Aufsatzes, sondern warum es *in dieser Weise* Deutungskraft entwickelte. Es stellt sich die Frage nach den Bauschemata der Schlüsselkinderzählung, ihrer Struktur, den Milieus ihrer Konstruktion, nach dem verwendeten Symbolfundus sowie nach ihren beabsichtigten und unbeabsichtigten Effekten für die Kultur des Kalten Krieges in Deutschland.¹⁶ Die Praktiken, mit denen in der Erzählung von den verwahten Kindern Sinn produziert wurde, halten auch heute noch das kulturelle Spiel mit dem „Schlüsselkind“ in Gang. So bemüht sich ein aktueller Elternratgeber, das Wort von seinem „negativen Beigeschmack“ zu befreien.¹⁷ Auch die Zeitschrift „Brigitte“ titelte noch 2003 „Schlaue Schlüsselkinder“.¹⁸ Teile heutiger Jugendkultur veräußern den Schlüssel um den Hals als positives stilistisches Zeichen von Unabhängigkeit. Das so selbststigmatisierte „Schlüsselkind“ trägt das kommerzielle Produkt „Keyhanger“, das aus einem Karabinerhaken für den Schlüssel und aus einem mit Markennamen beschrifteten Umhängeband als szenespezifisches Zeichen der Zusammengehörigkeit besteht.¹⁹ Dergestalt neu codiert und zeitgeistgerecht trug ein ganzer SPD-Parteitag ein Band um den Hals mit Namensschild daran als demonstratives Zeichen des Zusammenhalts.²⁰

Das „Schlüsselkindszenario“ konnte seine Wirkungskraft im Spannungsverhältnis von existentiellen Verlustserfahrungen in der „Zusammenbruchgesellschaft“²¹ und von struktureller Wandlungsdynamik weiblicher Erwerbsarbeit entfalten.²² In der historischen Betrachtung verlangt das Auseinanderklaffen von alltäglich individuell gelebten unspektakulären Lösungen der Kinderbetreuung²³ bei mütterlicher Berufstätigkeit und der Dramatik der „Schlüsselkinderzählung“ nach einer Erklärung.

Spätestens wenn man fragt, wie in der „Schlüsselkinderzählung“ „wahr“ und „falsch“, „gut“ oder „böse“ geschieden wurde²⁴, drängt sich die Vermutung auf, dass es hier um mehr ging als um Kinder erwerbstätiger Mütter: Es ging angesichts der sozialen Entwicklungsdynamik um eine wirtschafts-, gesellschafts- wie deutschlandpolitisch motivierte kollektive

16 Zur Cold War Culture s. Eric D. Weitz, *The Ever-Present Other. Communism in the Making of West Germany*, in: Hanna Schissler, *The Miracle Years, A Cultural History of West Germany 1949–1968*, Princeton 2001, S. 219–232; und grundlegend in geschlechtergeschichtlicher Hinsicht Elaine Tyler May, *Homeward Bound: American Families in the Cold War Era*, New York 1988.

17 Vgl. http://www.familie.de/erziehung/stories/6_schlueselkind_0900.html vom 18.10.2001

18 Brigitte, Nr. 10, 29.4.2003, S. 210.

19 Vgl. Birgit Richard, Tragen oder Komputieren? Der Mensch zwischen „wearables“ und Cargo Kult, in: <http://www.uni-frankfurt.de/fb09/indexweb/indexzwei/wearable.html>.

20 So geschehen u.a. auf dem SPD-Parteitag in Nürnberg, November 2001; vgl. Judith Luig, *Wir Schlüsselkinder*, in: Die Tageszeitung, tazmag, 15./16. Dez. 2001, S. 6.

21 Christoph Kleßmann, *Die doppelte Staatsgründung. Deutsche Geschichte 1945–1955*, Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung, Bd. 193, Bonn 1982, S. 37.

22 Vgl. Merith Niehuss, *Familie, Frau und Gesellschaft. Studien zur Strukturgeschichte der Familien in Westdeutschland 1945–1960*, Göttingen 2001, S. 221.

23 Vgl. Elisabeth Pfeil, *Die Berufstätigkeit von Müttern. Eine empirisch-soziologische Untersuchung an 9000 Müttern aus vollständigen Familien*, Tübingen 1961.

24 Vgl. zur Analyse von Wahrheitsstrategien in medialen Repräsentationen Roger Chartier, *Unvollendete Vergangenheit. Geschichte und die Macht der Weltauslegung*, Berlin 1989, S. 15.

Verhandlung geschlechtlicher Arbeitsteilung, die das in Westdeutschland begonnene Normalisierungsprojekt stützen sollte.²⁵ Ihre Logik war eingebunden in ein geschlechterpolitisches Abgrenzungs- und Verflechtungsverhältnis zum „Polarisierungszwilling“ DDR (Hans Günter Hockerts), dessen gesellschaftliche Normalisierung zeitgleich unter anderen sozioökonomischen Bedingungen ebenfalls auf das Feld der Geschlechterordnung zielte.²⁶

Der französische Medienhistoriker Pierre Sorlin gab für den Entwurf einer gesellschaftlichen Kommunikationsgeschichte einen wichtigen Hinweis: die Statistik über verkaufte Eintrittskarten sagt noch nichts darüber aus, welche Bedeutung ein Film für den Selbstentwurf von Individuen und Kollektiven bis hin zur Nation entwickelt. Deshalb wird hier ein qualitatives Vorgehen präferiert. Sorlin hob allerdings – wie die Medienhistorikerin Lu Seegers – die quellenmäßige Bedeutung der Massenpresse für eine „Tiefenbohrung“ in zeitspezifische Kommunikationsprozesse hervor.²⁷ Als „Schnittstellen zwischen Herrschaft, Alltag und Gesellschaft“ liefern die Massenmedien wichtige Erkenntnisse über die „soziale Praxis von Herrschaft“.²⁸ Im Verweis auf empirische Umfragen und Mediendaten wird versucht, das historische Phänomen „Schlüsselkind“ zu konkretisieren sowie die Plausibilität vorgetragener Thesen zur „Schlüsselkinderzählung“ als Repräsentation einer Diskursordnung des Kalten Krieges zu erhöhen.

Sozialstrukturelle Dimensionen des Schlüsselkindphänomens

„Schlüsselkind, auf sich gestelltes Kind einer berufstätigen Mutter, das den Wohnungsschlüssel bekommt, damit es auch in ihrer Abwesenheit in die Wohnung kann“ – definierte 1958/59 der Neue Brockhaus.²⁹ Das DDR-Wörterbuch der Gegenwartssprache sah den Ursprung des Wortes im Fürsorgediskurs: „... Von den Fürsorgerinnen werden sie Schlüsselkinder genannt.“³⁰ Bereits in historischer Rückschau bestimmte die Brockhaus Enzyklopädie 1973 den Zeitpunkt der Wortentstehung: „Schlüsselkinder, in der Nachkriegszeit eingebürgerter Begriff für teilweise unversorgte Kinder aus Familien, deren Eltern wegen Erwerbstätigkeit sich nicht im vollen Umfang ihren Kindern widmen können und diesen den Wohnungsschlüssel aushändigen, um ihnen die Selbstversorgung nach Schulschluß zu er-

25 Vgl. Carola Sachse, *Frauenarbeit im Kalten Krieg*, in: SOWI 28 (1999), H. 1, S. 13–21, hier: S. 13.

26 Vgl. Gisela Helwig/Hildegard Maria Nickel (Hg.), *Frauen in Deutschland 1945–1992*, Berlin 1993, vgl. auch Uta C. Schmidt, *Die Nachkriegszeit, 1945–1948*, in: Politeia. Szenarien aus der deutschen Geschichte nach 1945 aus Frauensicht, hg. v. Annette Kuhn, Marianne Pitzen, Marianne Hochgeschurz, Katalog zur gleichnamigen Ausstellung, Bonn 1998, S. 72–101.

27 Vgl. Pierre Sorlin, *What Made a Popular Film in the 1950s*, in: Brian Rigby/Nicholas Hewitt (Hg.), *France and the Mass Media*, Houndmill/London 1991, S. 68–84, S. 68, 69; Lu Seegers, *Vermittlungsformen des Radios – Am Beispiel der Rundfunk- und Familienzeitschrift HÖR ZU! (1946–1960)*, in: Inge MarBolek/Adelheid von Saldern (Hg.), *Radiozeiten. Herrschaft, Alltag, Gesellschaft (1924–1960)*, Potsdam 1999, S. 160–180.

28 Lu Seegers, *HÖR ZU! Eduard Rhein und die Rundfunkprogrammzeitschriften (1931–1965)*, Potsdam 2001.

29 Der Neue Brockhaus, 3. Aufl. 1958/59.

30 Wörterbuch der Gegenwartssprache, 5. Bd., Berlin (Ost) 1976, S. 3249 mit Verweis auf einen Beleg in „Neue deutsche Literatur“ aus dem Jahre 1956.

möglichen ... Aus der Verwahrlosung oder auch aus der von den Eltern als Ausgleich geübten Verwöhnung können sich häufig Fehlentwicklungen und Erziehungsschwierigkeiten ergeben.“³¹ (Abb. 8) Die negative Konnotation wurde hier fortgeschrieben. Auch in der DDR war der Begriff als pädagogischer Fachterminus geläufig:³² Kinder berufstätiger Mütter beschäftigten die zuständigen Fachwissenschaften beider deutscher Teilstaaten ebenso wie die anderer industrialisierter Länder.³³

Merith Niehuss³⁴ rechnet Daten aus dem Mikrozensus von 1957 auf Mütter insgesamt (alleinstehend und verheiratet) mit Kindern unter 15 Jahren hoch, um das „Problem Schlüsselkind“ greifbar zu machen: Danach waren insgesamt 985.000 Mütter in abhängiger Stellung als Angestellte, Beamtin oder Arbeiterin berufstätig. Sie hatten zusammen 1,32 Millionen Kinder unter 15 Jahren.³⁵ In dieser statistischen Größenordnung ist jenseits individueller Lebensschicksale jeder einzelnen alleinerziehenden oder verheirateten Mutter die Betreuungsfrage historisch zu verorten. Die Vereinbarkeit von „heimfremder“ – so der zeitgenössische Begriff – Erwerbsarbeit³⁶ und Kindererziehung brachte Konflikte mit sich, die von Müttern wie Kindern als einschneidend empfunden wurden. So erinnerte sich etwa eine Mutter: „Man konnte es den Kindern richtig anmerken, wie froh sie waren, als ich nicht mehr wegging, dass ich da war, wenn sie mittags nach Hause kamen. Sie sind zwar nicht öfter zu Hause als vorher, aber die Tatsache, dass man da ist, genügt ihnen. Früher waren sie selig, wenn ich Urlaub hatte.“³⁷

Schon zeitnahe Untersuchungen konnten nicht mehr erklären, wie sich die in der Öffentlichkeit kursierende Zahl von drei Millionen „Schlüsselkindern“ errechnete.³⁸ Im ersten Familienbericht der Bundesregierung wurde darauf hingewiesen, dass bei den

-
- 31 Brockhaus Enzyklopädie, 17. neubearb. Auflage des Großen Brockhaus, Bd. 16, Wiesbaden 1973, hg. v. d. UCS.
- 32 SAPMO, BArch Berlin, Bestand DFD, DY 31–330, fol. 147: Auswertung der Beratung mit Hortnerinnen und werktätigen Müttern, 25.9.1958.
- 33 Vgl. Pfeil, Die Berufstätigkeit von Müttern, S. IX–XII.
- 34 Vgl. Niehuss, Frau und Familie.
- 35 Ebd., S. 258.
- 36 Vgl. Franz-Josef Wuermeling anlässlich der Ausstellung „Frau-Familie-Wirtschaft“, veranstaltet vom Landesverband Westfalen des Deutschen Hausfrauen-Bundes, in: Münsterisches Tageblatt, 16.4.1955.
- 37 42-jährige Stenotypistin mit vier Jungen, zit. n. Pfeil, Die Berufstätigkeit von Müttern, S. 347.
- 38 Merith Niehuss fand bei ihrer historischen Rekonstruktion der Lage von Frauen und Familien zwischen 1945 und 1960 ein 1960 von Theodor Hellbrügge veröffentlichtes Rechenexempel zu „derzeitig über 3 Mio. Kinder(n), die im Bundesgebiet ohne eine ständige Obhut ihrer Eltern aufwachsen“. (Niehuss, Frau und Familie, S. 258 unter Zitation von Hellbrügge, Waisenkinder der Technik, S. 70f). Hellbrügge, Arzt für Kinderheilkunde und Lehrbeauftragter für pädiatrische Fragen der Schulgesundheitspflege und Jugendmedizin, verknüpfte Datenmaterial aus der Volkszählung von 1950 und zahlreichen anderen empirischen Untersuchungen mit kulturpessimistischen Positionen zur Auflösung der Familie aufgrund von „Technik“, „Masse“ und „Entfremdung“, die als Bedrohungsszenarien den „Zeitgeist“ der fünfziger Jahre insgesamt mental prägten. (Vgl. Axel Schildt, Moderne Zeiten: Freizeit, Massenmedien und „Zeitgeist“ in der Bundesrepublik der 50er Jahre, Hamburg 1995, Kap. IV,2). Für Hellbrügge waren „Schlüsselkinder“ – oder „Tageswaisen“, wie er sie nannte – eine Erscheinung, die sich durch die doppelte Berufstätigkeit der Eltern im Industriezeitalter ergab. „1,8 Millionen oder 16,8 von hundert der 10,9 Millionen Kinder unter fünfzehn Jahren gehören einem Haushalt an – die Statistik kennt den Begriff der Familie überhaupt nicht, sondern ersetzt ihn durch Wohngemeinschaft oder Haushalt –, der von einer Frau allein geleitet wurde, entweder weil der Vater der Kinder gestorben war oder nicht dauernd mit der Familie zusammenlebte beziehungsweise weil die Ehe der Eltern geschieden wurde. Die-

„Diskussionen um die Erwerbstätigkeit von Müttern [...] vielfach von 3 Millionen ‚Schlüsselkindern‘ gesprochen würde. Jedoch betrüge die Zahl der Kinder unter 14 Jahren mit erwerbstätiger Mutter in- und außerhalb der Landwirtschaft und als Selbständige, Mithelfende und abhängig Beschäftigte im Jahr 1962 lediglich 3,85 Mio, so dass damit also behauptet würde, die überwiegende Mehrheit aller irgendwie erwerbstätigen Mütter sorge nur ungenügend für ihre Kinder.“³⁹

Bei den ungenügend oder gar nicht beaufsichtigten Kindern handelte es sich grundsätzlich um Schulkinder. Knapp ein Drittel der Schulkinder besaßen nach Elisabeth Pfeil den „berühmten, um den Hals gehängten Schlüssel“, mit dem sie in die Wohnung kamen. Diese Zahl nahm jedoch erst im Alter von über 10 Jahren eine nennenswerte Größe an: Von 100 Kindern über 10 Jahren konnten zufolge 31 als „Schlüsselkinder“ bezeichnet werden. Vier Kinder blieben bis zu zwei Stunden auf sich gestellt, 11 über zwei Stunden und 16 über vier Stunden, wobei keine Auskunft darüber vorlag, ob bei ihnen nicht doch nach dem Rechten gesehen wurde. Das „Problem Schlüsselkind“ hatte neben dieser altersbezogenen auch eine schichtenspezifische Dimension: In der Gruppe der ungelerten Arbeiterinnen war der Anteil besonders hoch, in den gehobenen Schichten blieb er gering.⁴⁰

Die Frage nach der Betreuung der Kinder war eingebettet in einen langfristigen strukturellen Prozess hin zur außerhäuslichen marktmäßigen weiblichen Erwerbsarbeit.⁴¹ Der Wandel zeigte sich als Zunahme des Anteils verheirateter Frauen, die bisher nahezu ausschließlich als Mithelfende gearbeitet hatten, in den Berufen der abhängig Beschäftigten. Immer mehr verheiratete Frauen arbeiteten in Berufen, die sich von bisherigen Männerberufen mit handwerklicher Tradition zu angelernten, niedrigbezahlten Frauenberufen entwickelten. Dieser Formwandel der Frauenarbeit reagierte auf Transformationsprozesse der Industriestruktur insgesamt, die als Niedergang landwirtschaftlicher Klein- und Mittelbetriebe, als Verringerung ländlicher Arbeitskräfte und als industrielle Modernisierung durch Technologisierung und Rationalisierung beschrieben werden können.⁴² Der generelle Anstieg des Anteils verheirateter Frauen an den weiblichen Beschäftigten gründete auch in der zunehmenden Rationalisierung und Automatisierung industrieller Fließbandfertigung bei gleichzeitiger Expansion der Konsumgüterproduktion, für die nur noch ungelerte weibliche, weil billigere Arbeitskräfte notwendig waren.⁴³ Hinzu kam eine Ausweitung der Büro- und Verwaltungsarbeiten bei Behörden und Industriebetrieben.

sen ‚Halbwaisen‘ waren hinzuzuzählen ‚Vollwaisen‘ infolge Erwerbstätigkeit beider Eltern. Von 5,1 Millionen Ehefrauen, die mit ihrem Mann zusammenlebten und Kinder unter fünfzehn Jahren hatten, standen 1,2 Millionen in Arbeit. Sie hatten 2 Millionen Kinder, die demnach als ‚Waisen der Technik‘ bezeichnet werden müssen ... so darf man selbst bei vorsichtiger Schätzung auf Grund der Zunahme der Beschäftigungszahlen annehmen, dass derzeit über 3 Millionen Kinder im Bundesgebiet ohne die ständige Obhut ihrer Eltern aufwachsen.“

39 Bericht der Bundesregierung über die Lage der Familien in der Bundesrepublik Deutschland (1. Familienbericht), Drucksache V/2532, in: Anlagen zu den Stenographischen Berichten, Bd. 118 der Verhandlungen des Deutschen Bundestages, 5. Wahlperiode, Bonn 1968, S. 62.

40 Vgl. Pfeil, Die Berufstätigkeit von Müttern, S. 340.

41 Niehuss, Frau und Familie, S. 220f.

42 Vgl. ebd., S. 221; vgl. auch das in Tabelle 29–32 vorgelegte Datenmaterial.

43 Vgl. Niehuss, Frau und Familie, S. 225f; Mitte der fünfziger Jahre waren 9 % der Industriearbeiterinnen Fachkräfte, 91 % leisteten Hilfsarbeit oder übten angelernte Tätigkeiten aus. Das Durchschnittsein-

Immer mehr Frauen und Mütter wichen also im Verlauf der fünfziger Jahre vom Rollendiktat der Aufgabe jeglicher Erwerbsarbeit mit der Heirat ab.⁴⁴ Ihr Einkommen war in vielen Fällen real nötig, um das Existenzminimum für die Familie zu sichern, vor allem, wenn der Mann kriegsversehrt war oder physisch wie psychisch gebrochen aus der Gefangenschaft heimkehrte. Es war über das *Not*motiv hinaus auch bedeutsam, um sich einen Anteil an der aufscheinenden „Option Konsumgesellschaft“ zu sichern.⁴⁵

Frauen nahmen nur dann eine Berufstätigkeit auf, wenn sie eine adäquate Betreuung ihrer Kinder organisieren konnten.⁴⁶ An erster Stelle stand dabei die Betreuung durch die Mutter der Frau, an zweiter die Mutter des Ehemanns, erst dann folgten Krippe, Kindergarten und andere außerhäusliche Betreuungseinrichtungen. Frauen, deren Kinder tagsüber institutionell betreut wurden,⁴⁷ sahen sich vor allem bei der Krankheit ihrer Kinder und in den Schulferien vor organisatorische Probleme gestellt, und sie kritisierten die unflexiblen Öffnungszeiten der insgesamt raren Kinderbetreuungseinrichtungen. Die Zahlen zeigen, dass individuell zahlreiche alltagspraktische Lösungen zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf entwickelt wurden. Die meisten Mütter griffen dazu auf ein Netz von Familienhilfe zurück.⁴⁸ Die Mütter formulierten in Umfragen sehr genau ihre Wünsche, wie ein Kindergartenplatz sein müsste, um seine Funktion als Ersatz der mütterlichen Fürsorge zu erfüllen.⁴⁹ Selbst die von ihnen individuell arrangierten Lösungen innerhalb eines Familiennetzwerkes konnten jedoch bei Verfechtern häuslichen Mutterwirkens keine Anerkennung finden:

„Die Verwöhnung an sich kommt als Gefahr der Großelternerziehung für die meisten Fälle in Betracht, und zwar nicht nur deshalb, weil man übermäßige Strenge an den eigenen Kindern wiedergutmachen oder nur Freude über dankbar frohe Kindersichter erleben will, sondern ... weil sich oft die Großeltern nicht anders zu helfen wissen, um sich der sie bedrängenden, mütterliche Gegenwart und Wärme vermissenden Kinder zu erwehren.“⁵⁰

In der historischen Betrachtung offenbaren Positionen wie diese am deutlichsten den Disziplinierungsdruck, den die symbolisch dicht aufgeladene „Schlüsselkinderzählung“ vermit-

kommen erwerbstätiger Frauen lag bei monatlich 280 DM gegenüber 550 DM bei den Männern, vgl. Annette Kuhn (Hg.), *Die Chronik der Frauen*, Dortmund 1992, S. 542.

44 Vgl. Angelika Willms-Herget, *Frauenarbeit. Zur Integration der Frauen in den Arbeitsmarkt*, Frankfurt/Main 1985; Aus erfahrungsgeschichtlicher Perspektive vgl. Margot Schmidt, *Krieg der Männer – Chance der Frauen? Der Einzug von Frauen in die Büros der Thyssen AG*, in: Lutz Niethammer (Hg.), *„Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll“*. Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet. Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930–1960, Bd.1, Bonn 1983, S. 133–162, bes. 158.

45 Vgl. Michael Wildt, *Am Beginn der „Konsumgesellschaft“*. Mangelserfahrung, Lebenshaltung, Wohlstandshoffnung in Westdeutschland in den fünfziger Jahren, Hamburg 1994, S. 255–258, vgl. auch das Interview mit Frau L., S. 257.

46 Vgl. ebd.

47 Merith Niehuss weist darauf hin, dass ein Großteil der ernst zu nehmenden zeitgenössischen Forschungen der empirischen Absicherung politischer Forderungen nach einer Ausweitung der Kinderbetreuungseinrichtungen diene. Vgl. Niehuss, *Frau und Familie*, S. 379.

48 Vgl. Pfeil, *Erwerbstätigkeit von Müttern*, S. 332f.

49 Vgl. ebd., S. 335ff.

50 Speck, *Kinder erwerbstätiger Mütter*, S. 37.

telte. Geradezu frauenverachtend erscheint in diesen Diskursen die im Namen wissenschaftlicher Kompetenz vollzogene Enteignung der lebenspraktischen Kompetenz der Mütter.

Umso wichtiger für den öffentlichen Meinungs­austausch waren deshalb Positionen wie die der Soziologin Elisabeth Pfeil, die den Frauen zwischen Familie und Beruf ein hohes Maß an Verantwortungsbewusstsein zusprach: Aus der Betreuungsorganisation allein ließen sich, so ihr empiriegesättigtes Fazit, keine generellen Verwahrlosungserscheinungen ableiten, wie es die Anhänger der „Schlüsselkindverwahrlosung“ immer wieder versuchten. Pfeils Sozialforschungen suchten das „Schlüsselkindproblem“ möglichst vielschichtig zu erfassen, um die öffentliche Diskussion auf eine solide Grundlage zu stellen:

„Für die Intensität, mit der die Öffentlichkeit durch diese Frage bewegt wird, spricht, dass für das zeitweilig der elterlichen Aufsicht entzogene Kind bereits ein eigener Begriff geprägt worden ist und allgemeine Verbreitung gefunden hat: das ‚Schlüsselkind‘, symbolkräftig und gefühlsbeladen und vielleicht daher häufig genug missverstanden, d.h. auf Fälle angewandt, für die er nicht zutrifft. ‚Schlüsselkind‘ ist natürlich nur das Kind, das während der Abwesenheit der Eltern ohne jegliche andere Betreuung oder Aufsicht bleibt, gewissermaßen also sein eigener Herr ist – was symbolisiert wird durch die Verfügungsgewalt über den Haustürschlüssel zur elterlichen Wohnung. Kinder, die in dieser Zeit eine Ersatzbetreuung genießen – sei es durch die Großmutter oder den Hort – sind keine Schlüsselkinder. Dadurch, dass auch sie oft genug in Publikationen und Gesprächen in diesen assoziationsreichen Begriff eingeschlossen werden, erfährt der ganze Komplex, der ohnehin genug ernste Fragen aufwirft, eine falsche Dramatisierung.“⁵¹

Elisabeth Pfeil suchte mit ihrer Analyse einer ausschließlichen Festschreibung von Frauen auf Familienarbeit entgegenzutreten und für die Zukunft die Anerkennung mehrerer Handlungsoptionen vorzubereiten. „Die kommende Gesellschaft wird eher mehrschichtig sein. Die Schicht der berufsorientierten Frauen wird zwar zunehmen, aber nicht das ganze Feld besetzen.“⁵² So gingen ihre zu Beginn der sechziger Jahre formulierten Vorschläge in Richtung einer gleichberechtigten Anerkennung verschiedener Lebenskonzepte:

„Mir will es als ein Mangel an Phantasie erscheinen, wenn man sich die Beteiligung der Mütter am Erwerbs- und Berufsleben nur in den gleichen Formen vorstellen kann wie die Erwerbsarbeit von Männern und von kinderlosen Frauen ... Das Bild muß zumindest Variationen erlauben ... Warum auch soll eines für alle gelten? Ich persönlich würde die Entstehung einer Gesellschaft, wo alle Mütter einen Beruf ausüben, ebenso bedauern wie die Konservierung einer Gesellschaft, wo alle Mütter zu Hause bleiben, und lieber die Vielfalt und Fülle des Lebens begrüßen.“⁵³

51 Pfeil, Die Berufstätigkeit von Müttern, S. 325f.

52 Vgl. ebd., S. 270f.

53 Elisabeth Pfeil, Die Frau in Beruf, Familie und Haushalt, in: Ferdinand Oeter (Hg.), Familie und Gesellschaft, Tübingen 1966, S. 141–175, hier: S. 172, 175.

Das „Problem Schlüsselkind“ bestand demnach bereits in den fünfziger Jahren für aufmerksame BeobachterInnen in dem Spannungsverhältnis zwischen sozialer Praxis, empirischen Daten und einem Diskurs, der klassifizierte, pauschalisierte und dramatisierte.

Hinter den empirischen Daten zu Kindern erwerbstätiger Mütter verbargen sich vielfältige individuelle Lösungen und zweifelsohne unzählige persönliche Schicksale. Gleichwohl stellten die „Schlüsselkinder“ nicht das gesellschaftsbedrohende Verwahrlosungsproblem dar, als das es zeitgenössisch diskutiert wurde. Historiographisch liegt die „Schlüsselkindproblematik“ deshalb weder bei den Müttern noch bei den Kindern, sondern im Spannungsverhältnis von Praxis und Diskurs.

Geschlechterpolitische Dimensionen der „Schlüsselkinderzählung“

Mit der „Schlüsselkinderzählung“ wurden auch geschlechterpolitische Ordnungsvorstellungen und Praktiken verhandelt, mit denen die junge Bundesrepublik ihr Normalisierungsprojekt fundierte. Ihr erfolgreicher Weg als moderne Industriegesellschaft war verknüpft mit einer verlässlichen Geschlechterordnung.⁵⁴ Das massenmedial inszenierte, wissenschaftlich errechnete und politisch instrumentalisierte Bedrohungsszenario der verwahrlosten „Schlüsselkinder“ beschrieb nicht nur eine Erscheinung der sozialen Welt, sondern es gestaltete die soziale Praxis mit. Durch ständige Wiederholung übte es Dispositionen ein, die bis zur individuellen Inkorporierung seiner normierenden Deutungsmacht führten: „Eigentlich müsste man zu Hause sein und mehr Kinder haben ...“ überlegte eine 38jährige Behördenangestellte mit einem Kind in einer Befragung.⁵⁵ Sie artikuliert damit ein Bewusstsein davon, dass sie gegen eine Wertordnung verstieß. Dabei verbot sich außerhäusliche Erwerbsarbeit von Müttern nicht allein aus Verantwortung gegenüber den eigenen Kindern, sondern aus Verantwortung gegenüber der Gesellschaft: „Andernfalls zahlt die Gesellschaft in Fürsorge und Strafvollzug nach, was sie durch die Erwerbstätigkeit der Mütter verdient.“⁵⁶

Die „Schlüsselkinderzählung“ bebilderte Praktiken, das durch Krieg und Nachkrieg zusammengebrochene Geschlechterverhältnis als gesellschaftliches Ordnungssystem den neuen gesellschaftlichen Bedingungen anzupassen. Erfahrungen mit geschlechterpolitischen Interventionen zur Formierung von Kriegs- und Heimatfront sowie mit der anschließenden Demobilisierung waren seit dem Ersten Weltkrieg vorhanden. Nun galt es, institutionelle Praxen, die an die physiologischen Unterschiede zwischen Männern und Frauen Zuschreibungen, Berechtigungen und Ausschließungen in sozialen Organisationen knüpften, neu zu

54 Vgl. Hanna Schissler, „Normalization“ as Project. Some Thoughts on Gender Relations in West Germany During the 1950s, in: Schissler, *The Miracle Years*, S. 359–375, hier: S. 364f.; Karin Hausen, *Geschlechterhierarchie und Arbeitsteilung: Zur Geschichte ungleicher Erwerbschancen von Männern und Frauen*, Göttingen 1993.

55 Zit. n. Pfeil, *Die Erwerbstätigkeit von Müttern*, S. 153.

56 Ebd., S. 81.

legitimieren.⁵⁷ Vor dem Hintergrund zeitgleicher Entwicklungen im anderen Teil Deutschlands stellten die staatlichen Debatten um eine Vereinbarkeit von Gleichstellungs- und Familienpolitik dabei einen zentralen Austragungsort dar. Hier wurde verhandelt und festgelegt, was hinsichtlich des Status von Frauen, Männern und Familien als zukünftiger Maßstab gelten sollte. In bewusster Abgrenzung zur Familien- und Sozialpolitik von NS und SED wurde die Familie als Urzelle des staatlichen Gemeinwesens inauguriert, ohne dem Staat unmittelbar Zugriff und Einmischung auf diese Lebensform einzuräumen: „Die Familien sollen keineswegs ‚verstaatlicht‘ werden. Im Gegenteil, der Staat muß die Familie gegen Übergriffe des Staates in ihrer unantastbaren Eigensphäre schützen.“⁵⁸ – Dieses, vom neuen Familienminister in den neun Jahren seiner Amtszeit gebetsmühlenartig vorgetragene Essential verdeckte, dass die Familie als *privates* Konstitutionselement einer *staatlichen* Öffentlichkeit entworfen wurde, denn dieser privat vorgestellte Raum sollte keinesfalls vollständig staatlicher Kontrolle entzogen sein, schließlich gab es nicht nur gewichtige arbeitsmarkt- und sozialpolitische Interessen an Frauen, Männern und Kindern, sondern auch bevölkerungspolitische: „Bald mehr Autos als neugeborene Kinder!“⁵⁹

Statt auf NS- und SED-diskreditierte direkte staatliche Zugriffe setzte die junge Bundesrepublik auf Familienideologie und Sozialmoral mit bürgerlich-christlicher Leistungsethik. In diesem Zusammenhang sind Medieninszenierungen wie die „Schlüsselkinder“ zu lesen: Sie sind von heute gesehen quellenmäßige „Überreste“ eines permanenten diskursiven Bearbeitungsprozesses der Geschlechterordnung. Der „Schlüsselkind“-Diskurs aktualisierte das Ernährer-Hausfrauen/Zuverdienerin-Modell. Mit seiner permanenten Bekräftigung der eigentlichen „natürlichen“ weiblichen Aufgabe verdeckte er die Privilegierung von Menschen männlichen Geschlechts auf dem Arbeitsmarkt, indem er die ungratifizierte frauenspezifische Hausarbeit als Erfüllung weiblicher Existenz symbolisch überhöhte. Damit schrieb er nicht nur den Innenraum der Familie als weiblich besetztes „Privates“ fest, sondern gleichzeitig auch eine am männlichen Erwerbsmodell orientierte Arbeitskonzeption, der außerhäusliche Arbeit von Frauen als temporäre Ausnahmeerscheinung anhängig blieb. Je nach gesellschaftlicher Anforderung ließ sie sich dann als zeitlich notwendige Übergangerscheinung, als „neuer Lebensentwurf“ von Frauen, als verwerfliches Luxusbedürfnis oder feministische Selbstverwirklichung fassen und so als arbeitsmarktpolitische Mobilisierungsreserve verfügbar halten. Während Männer in den „Schlüsselkinderzählungen“ in Maßstäben der Produktion und des Marktes vorgestellt waren – abwesend – wurden Frauen in Maßstäben der sozialen und physischen Reproduktion vorgestellt.⁶⁰ Deshalb untermauerte die „Schlüsselkinderzählung“ die von allen politischen Kräften einmütig geteilte Forderung nach höheren Ernährerlöhnen. Schließlich machte ein ausreichender „Durchschnittslohn“

57 Die Mechanismen, wie aus physiologischen Geschlechterunterschieden unablässig bearbeitete soziale Konstrukte von Ungleichheit werden und welche Bedeutung diesen für das Wissen über sozialen Wandel zukommt, stehen im Mittelpunkt einer mit „Geschlecht“ als historischer Kategorie arbeitenden Historiographie. Vgl. dazu: Hanna Schissler: Einleitung: Soziale Ungleichheit und historisches Wissen. Der Beitrag der Geschlechtergeschichte, in: dies. (Hg.), Geschlechterverhältnisse im historischen Wandel, Frankfurt/Main/New York 1993, S. 9–36, bes. S. 14f. u. 27.

58 Über die Aufgaben der Familienpolitik, Nachlaß Wuermeling I–221, 013/2, unfol., Archiv für Christlich-Demokratische Politik (ACDP) in der Konrad-Adenauer-Stiftung.

59 Frankfurter Abendpost, 8.7.1955.

60 Vgl. Schissler, Normalization, S. 365.

des „Durchschnittsmannes“ die Mitarbeit der Mütter überflüssig und ließ sie und die Gesellschaft im Ganzen ihrem Traum vom normalen Leben ein Stück näher kommen. „Tante Klara“ resümierte in der Ratgeberrubrik der „Welt am Sonnabend“:

„Der Traum der Durchschnittsfrau ist: Für einen guten Mann in einem gemütlichen Heim sorgen zu können, ihm Kinder zu schenken und die Kinder gut zu erziehen. Ausnahmen bestätigen die Regel. Aber der Durchschnittsmann verdient nicht genug Geld ...“⁶¹

Dieses „bürgerliche“ Familienmodell suggerierte Kontinuität zum Vorkriegszustand mit seinen Prosperitätsversprechungen. Es wirkte als hegemoniale Normalitätsverheißung, so dass es jene 40 % der westdeutschen Bevölkerung, die nicht das Ideal der vollständigen Familie lebte, als unliebsame Zeugen zurückliegender Zeiten gesellschaftlich an den Rand zu drängen drohte.⁶²

Die „Schlüsselkinderzählung“ konzentrierte anonyme Prozesse gesellschaftlicher Ausdifferenzierung in einem alltagsverständlichen, emotional aufgeladenen und aufladbaren Bild. Regierungspolitik, Opposition, Kirchen, Gewerkschaften, Interessensverbände und Frauenbewegungen, Männer und Frauen konnten und mussten sich dazu in Beziehung setzen. Die „Schlüsselkinderzählung“ erlangte deshalb historische Wirkungskraft bis in die Erinnerung hinein⁶³, weil es ihr gelang, Fremdwänge in Selbstwänge umzuwandeln.⁶⁴ Als Medientext war sie grundsätzlich polyvalent⁶⁵ und performativ⁶⁶, anschlussfähig an Alltagserfahrungen und praktisches Wissen. Sie besaß einen Bedeutungsüberschuss und ließ sich nicht auf Intentionalität reduzieren. Die historische Betrachtung muss sich daher vom „Schlüsselkind“ der „Schlüsselkinderzählung“ zuwenden.

Diskursive und kommunikative Dimensionen der „Schlüsselkinderzählung“

Die Erzählung bestand aus vielen aufeinander verweisenden Medientexten – „Texte“ hier im weiteren Sinne verstanden als Ensemble von Schriften und Bildern, die einen öffentlichen

61 Welt am Sonnabend, 22.10.1955, Nr. 43.

62 Vgl. Lucie Stampfli, Die unvollständige Familie, Zürich 1951.

63 Jürgen Kleindienst (Hg.), Schlüssel-Kinder. Kindheit in Deutschland 1950–1960, Berlin 1999.

64 Vgl. dazu Norbert Elias, Über den Prozess der Zivilisation, Bd. II: Entwurf zu einer Theorie der Zivilisation, Frankfurt 1982.

65 Vgl. Uta C. Schmidt, u.a., Zur politischen und kulturellen Polyvalenz des Radios. Ergebnisse und Ausblicke, in: Inge MarBolek/Adelheid von Saldern (Hg.), unter Mitarbeit von Daniela Münkler, Monika Pater, Uta C. Schmidt, Zuhören und Gehörtwerden I. Radio im Nationalsozialismus. Zwischen Lenkung und Ablenkung, Tübingen 1998, S. 361–376.

66 Zum Begriff des Performativen vgl. Christoph Wulf/Michael Göhlich/Jörg Zirfas (Hg.), Grundlagen des Performativen. Eine Einführung in die Zusammenhänge von Sprache, Macht und Handeln, München 2001.

Kommunikationsraum absteckten und in ihn zurückwiesen.⁶⁷ Massenmediale Öffentlichkeiten benötigen Sensation, Emotionalität und Anschaulichkeit, um ihr Publikum immer wieder neu zu gewinnen. Die Konstruktion vom „Schlüsselkind“ entsprach diesen Kriterien.⁶⁸ Sie funktionierte als komprimiertes, emotional aufgeladenes und aufladbares Bild. Es konnte ein großes Publikum mobilisieren, weil es jede *individuelle* Entscheidung von Frauen für Familie und Beruf an den gesellschaftlich formulierten Normierungsrahmen zurückband, nachdem zuvor die Entscheidung zwischen Haus- oder Erwerbsarbeit oder der Vereinbarkeit von beiden als individuelle, „private“ Entscheidung von Frauen vorgestellt wurde, die nichts mit einer systematischen, politisch forcierten Teilung in Produktions- und Reproduktionssphären zu tun zu haben schien.⁶⁹

Das Bild der Mutter ist kulturgeschichtlich eng mit der Konstruktion des „Zuhauses“ verknüpft: die Mutter mit dem Kind auf dem Schoß, in der Stube, im Garten, die junge Frau mit dem Knaben auf dem Arm, die dem Heimkehrenden an der Schwelle des Hauses entgegentritt, die Hausmutter, die der Familientafel vorsitzt und das Essen austeilte, die die Schulerfolge der Kinder überprüft ...⁷⁰ Das „Schlüsselkindsszenario“ bot auf Grundlage dieses tradierten Bilderfundus ein emotional ansprechendes Vehikel, aktuelle politische Mythologie zu verleiblichen und Machtverhältnisse zu somatisieren. Dies funktionierte, weil es auf den kulturellen Bilderfundus zu „Mütterlichkeit“ rekurrierte, die wiederum konnotiert war mit „Wärmeströmen“ und Bildern des „Hauses“ als „Schoß“ und „Urgeborgenheit“. Der „Schlüssel“ hingegen verwies auch tagesaktuell vor dem Hintergrund der bis 1957 gesetzmäßig festgeschriebenen Rollenverteilung in der Ehe auf die Verantwortung der Frauen für das „Haus“. Auf einer sehr direkten Ebene erinnerte das Bild vom „Schlüsselkind“ deshalb daran, dass sich Frauen, die den Schlüssel ihren Kindern überließen, sich eines Rechtsbruches schuldig machten.

In der Familienzeitschrift „Libelle“ findet sich 1955 ein Verweis auf jenes Ideal von „Mütterwirken“, das dem „Schlüsselkindsszenario“ zugrunde lag:

„... und auch wo Kindersegen versagt geblieben ist, hat die Ehefrau in erster Linie für ihren Mann zu sorgen ... Der Mann braucht nach dem aufreibenden Kampf ums Dasein einen ruhenden Pol, und es ist die vornehmste Aufgabe der Frau, ihm sozusagen als ‚Resonanzboden‘ zu dienen, seine Sorgen und Freuden mitzutragen und ihm durch ihre still waltende Mütterlichkeit die Kraft zu geben, am anderen Tag das ‚feindliche‘ Leben mit neuem Mut zu meistern.“⁷¹

67 Vgl. zum öffentlichen Kommunikationsraum als Gegenstand historischer Analyse Jörg Requate, Öffentlichkeit und Medien als Gegenstände historischer Analyse, in: GG 25 (1999), S. 33–65.

68 In dieser Form wurde das Schlüsselkindmotiv auch in Kinderbüchern und Trivialromanen bearbeitet; vgl. dazu: Ursula Weiher, Renate das Schlüsselkind, Göttingen 1966; Jeanna Oterdahl, Kaja und das Schlüsselkind, Hannover 1961; Renate K. Berg, Das Schlüsselkind Michael (Schicksalsroman), Bergisch-Gladbach 1965; als literarische Verarbeitung bei Marie-Luise Kaschnitz, Popp und Mingel, in: dies.: Lange Schatten. Erzählungen, Hamburg 1960; als späte Verarbeitung: Helga Winter, Die Schlüsselkinder, Hamburg 1973; vgl. Susanne Zahn, Schlüsselkinder, in: Doris Foitzek (Hg.), Vom Trümmerkind zum Teenager. Kindheit und Jugend in der Nachkriegszeit, Bremen 1992, S. 73–76.

69 Vgl. Schissler, Normalization, S. 365 unter Verweis auf den Familienminister Franz-Josef Wuermeling.

70 Vgl. Barbara Beuys, Familienleben in Deutschland, Darmstadt 1980.

71 Libelle, Nr. 35, 6. Jg. 1955, S. 7f.

Als Prosafassung wurde hier Schillers „Glocke“ mit seinem polaren Rollenmodell aktualisiert, in der der Mann „draußen“ das feindliche Leben bewältigt, während „drinnen“ still die züchtige Hausfrau waltet. Die extreme Bürgerlichkeit des vorgestellten Modells muss jedoch im zitierten Artikel auch im Zusammenhang mit dem Zielpublikum der Zeitschrift „Libelle“ gesehen werden.

Von diesem polaren Grundmodell aus verdichtete sich in konzentrischen Kreisen die „Schlüsselkinderzählung“: Der Schlüssel um den Hals des Kindes, gleichsam als Metapher für eine „sonnenarme Kindheit“⁷², markierte einen „bedeutenden erziehungswidrigen Störfaktor“⁷³. Er machte „Seelenlosigkeit“ öffentlich sichtbar. So war es vor allen Dingen die Kälte und Leere der verlassenen *Behausung*, die diesen Kindern zusetzte: „Die häusliche Wohnung, das Familienheim ohne Mutter wirkt ungemütlich, unbehaglich, kalt, zumal im Winter ... So geht mit der Abwesenheit der Mutter buchstäblich die Wärme und Geborgenheit verloren.“⁷⁴

Nicht zuletzt deshalb wurde immer wieder „von blasser Hautfarbe und leicht anfälligem Gesundheitszustand“ geschrieben. Besonders extreme Gefährdungsmomente für die heranwachsende Generation lagen jedoch in dem „stärkeren Ausgeliefertsein an die Straße und den vermehrten Gelegenheiten und Veranlassungen zu sexuellen Entgleisungen. Die Schulleistungen sind zunächst insofern einer Beeinträchtigung ausgesetzt, als die seelische ‚Kräfteversorgung‘ in Unordnung geraten ist ...“⁷⁵

Die Frauenzeitschrift „Brigitte“

Die Frauenzeitschrift „Brigitte“ operierte unter der Überschrift: „Das Problem heißt Schlüsselkind“ im Bemühen um Entdramatisierung genau mit diesen wissenschaftlich vorgetragenen Bedrohungsszenarien als Negativfolie. Ihr Beitrag ließ keinen Zweifel daran, dass die Mütter für die Bewältigung des Problems „Schlüsselkind“ zuständig waren. Die Ausblendung der „Vatis“ folgte allerdings in diesem Text wohl nicht nur einer ideologischen Festschreibung weiblicher Verantwortung, sondern auch medialen Strukturen: Schließlich richtete sich „Brigitte“ 1954 als Branchenführerin bei Frauenzeitschriften an ein allgemeines weibliches Mittelschichtpublikum. Darunter waren nicht nur besser Ausgebildete, für die die Vereinbarkeit von Familie und Beruf weit häufiger selbstverständlich war, sondern auch viele Frauen, die als Folge des Krieges allein ihre Restfamilien versorgten. Der Adressatinnenkreis schlug sich auch in der Inszenierung der ausgewählten Fotografien, der Text/Bildkomposition und in dem generellen Bemühen nieder, „Selbständigkeit“ und „Verantwortungsgefühl“ als positive Aspekte der „Schlüsselkind“-Sozialisation herauszustellen. (Abb. 9) Hier durfte auch der Verweis auf positive Medienvorbilder nicht fehlen: „Aber meine Kleinen sind stolz darauf, im Haushalt helfen zu können. Von dem Film ‚Das dop-

72 Speck, *Kinder erwerbstätiger Mütter*, S. 123.

73 Ebd., S.126.

74 Ebd., S. 51.

75 Ebd., S. 63; Auf die Geschichte des zivilisationskritischen Diskurses über die Gefährdungen der „Straße“ und die bürgerliche Angst vor unkontrollierbaren, sich selbst organisierenden Jugendlichen kann hier nur am Rande verwiesen werden. Vgl. dazu: Rolf Lindner, *Straße, Straßenjunge, Straßenbande*. Ein zivilisationstheoretischer Streifzug, in: *Zeitschrift für Volkskunde* 79 (1983), S. 192–208.

pelte Lottchen‘ waren sie begeistert. Was die beiden können, na, das können wir aber auch!“⁷⁶

Die Ängste der Mütter wurden hier ernst genommen. Sie galten auch in diesem Artikel der Nahrungsversorgung, Fremden in der Wohnung, dem notorischen Zeitmangel der Mütter und den schulischen Leistungen der Kinder. Damit griff er die wissenschaftlich diagnostizierten Gefährdungen auf. Selbstbewusst federte der Artikel jedoch das schlechte Gewissen der Mütter ab: „Ich frage mich manchmal: Kennen die Mütter, die ihre Kinder ständig um sich haben, diese Minuten des Glücks?“ Diese Frage kommentierte eine Photographie, die im Zentrum der Bildachsen einen kleinen Jungen mit Roller zeigt, der seiner Mutter geradewegs in die Arme zu fahren scheint, welche schick gekleidet die Stufen eines Bürohauses herunterschreitet: „Mein Klaus und ich freuen uns den ganzen Tag auf den Feierabend! Punkt fünf Uhr steht der Kleine mit seinem Roller strahlend vor dem Bürohaus.“ Es folgt eine kurze Beschreibung, dass das Kind einen betreuten, geregelten Nachmittag verlebt. Die fliehenden Häuserschluchten, die aus dem Off ins Bild hineinmarschierenden, durch Aktentaschen und Hüte als „Öffentlichkeit“ vorgestellten männlichen Passanten bilden auf der Photographie eine bedrohliche Kulisse, vor der sich der strahlende Blick des zu seiner Mutter heraufschauenden blonden Sohnes gleich einem Happy-End absetzt. Die Zeitschrift *Brigitte* verstand sich mitnichten als Organ regierungsamtlicher Familienpolitik, sondern als eine Frauenzeitschrift. Sie griff mit Artikeln wie dem hier vorgestellten in den öffentlichen Kommunikationsraum ein. Dort, wo das Problem „Schlüsselkind“ individualisiert, d.h. in die Verantwortung der Mütter überstellt wurde, ohne gesellschaftliche Lösungsvorschläge anzudeuten, bestätigte sie jedoch das geschlechterpolitische Dispositiv, obwohl sie gleichzeitig Fraueninteressen ernst nahm und zu einer entdramatisierenden Sicht aufrief.

„Frau Irene“ in der HÖR ZU!

Die Ratgeberrubrik „Fragen Sie Frau Irene“ der Fernseh- und Familienzeitschrift HÖR ZU! steckte den massenmedialen Kommunikationsraum zum Thema Geschlechterordnung in seiner ganzen Weite ab.⁷⁷ Hier war das „Schlüsselkindmotiv“ explizit wie implizit immer dann präsent, wenn es um Fragen der Berufstätigkeit von Frauen und Müttern, um „Doppelverdienertum“, die Gleichberechtigung der Geschlechter oder um weibliche Selbstentfaltung ging. Abgedruckt waren Briefe von Leserinnen und Lesern, die redaktionell nur gekürzt und

76 „Das doppelte Lottchen“, 1950 s/w; Erstaufführung: 22.12.1950, Regie: Josef von Baky, Buch: Erich Kästner. Als Erich Kästners Buch „Das doppelte Lottchen“ 1949 erschien, wurde es als „nicht empfehlenswert“ eingestuft, weil „Scheidung“ nicht im Kinderbuch thematisiert werden sollte. Der Film allerdings erhielt 1950 den Bundesfilmpreis, vgl. Manfred Wegner (Hg.), *Die Zeit fährt Auto*. Erich Kästner zum 100. Geburtstag. Katalog der gleichnamigen Ausstellung im Deutschen Historischen Museum Berlin/Münchener Stadtmuseum, Berlin 1999.

77 Die Rundfunk- und Familienzeitschrift HÖR ZU! war in den fünfziger und frühen sechziger Jahren die am meisten verbreitete Zeitschrift auf dem europäischen Kontinent und erreichte mit einer Auflage von über vier Millionen bei einer wesentlich höheren Nutzungsrate um 1960 jeden dritten deutschen Bundesbürger. Komplementär zu den Rundfunkmedien war die Zeitschrift als eine illustrierte Service- und Ratgeberinstanz konturiert, die über medienbezogene Themen hinaus vielfältige Anleitungen für den familiären Alltag bot; vgl. Seegers, HÖR ZU!, S. 208–214.

thematisch zusammengestellt wurden.⁷⁸ Die Rubrik stellte das Eheideal mit seiner geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung und Machtstruktur nicht in Frage, wenngleich „Irene“ durchaus Position für Frauen bezog, die außerhäuslich berufstätig waren oder sein wollten. Sie war dafür, dass die Frau nicht mitarbeiten sollte, solange die Kinder klein waren, aber ihr „vorher und hinterher“ die Berufsarbeit zu verbieten, wäre ganz und gar falsch.⁷⁹

In der 1958 von „Irene“ gestellten Streitfrage „Wem nutzt das Doppelverdien?“ kamen vielschichtige Positionen zu Wort: Die Frau, die ihre Anstrengungen angesichts der Doppelbelastung schilderte; die Frau, die „beim Beruf der Nur-Hausfrau immer müder und verdrossener“ wurde und zu dem Fazit kam „Nie wieder ohne Beruf – das ist mein Wunsch“; die Frau, die aus finanzieller Sicht eigentlich mitarbeiten musste, aber es aus Rücksicht auf die Kinder nicht tat: „Der Junge würde ein Schlüsselkind werden. Er wäre den ganzen Tag allein und könnte auf die schiefe Bahn kommen. Keine Mutter kann arbeiten und gleichzeitig für die Kinder da sein. Halbtagsstellungen sind dünn gesät“. Hier zeigt sich, wie internalisiert der Begriff „Schlüsselkind“ zur Beschreibung weiblicher Lebensumsicht, zur Artikulation ihrer beständigen Rück- und Voraussicht war.

„Irene“ appellierte in ihrem Ratschlag an die Männer, im Haushalt mitzuhelfen. Sie betrachtete pragmatisch Halbtagsarbeit von Frauen als Patentlösung und verschob das Problem von einer zeitlich-quantitativen auf eine örtlich-qualitative Ebene, denn: die „Herstellung der berühmten Nestwärme erfordere durchaus nicht den *ganzen Tag*, sondern nur ein *ganzes Herz*“.⁸⁰

Wie die Historikerin Lu Seegers herausbearbeitet hat, suchte sie damit bei den Frauen eine gleichsam naturhaft unbegrenzte Fähigkeit zur Selbstdisziplinierung zu aktivieren, die umso wichtiger wurde, als „Irene“ gleichzeitig das Ideal der „Partnerschaftsehe“ propagierte.⁸¹ In dieser neuen Lebensform basierte der Erfolg einer Ehe nicht mehr auf familienrechtlich kanonisierten patriarchalen Strukturen, sondern auf der Ausbildung einer differenzierten und festen „Über-ich“-Apparatur⁸² als hochformalisiertes Normengerüst: Frauen sollten – ob erwerbstätig oder nicht – „Behaglichkeit, Wärme und Verständnis“ ausstrahlen und durch ihr „tolerantes und bejahendes Wesen“ selbst „ungeduldige und egoistische Männer“ verwandeln können.

Dank Seegers medienhistorischer Mikrostudie können wir nicht nur die Position des Mediums und des briefeschreibenden Publikums im öffentlichen Kommunikationsraum bestimmen, sondern auch die des „Autors“: Hinter dem Pseudonym „Frau Irene“ verbarg sich der Publizist und Schriftsteller Walther von Hollander. Seit den zwanziger Jahren schriftstellerisch und publizistisch als Ratgeber tätig, avancierte er nach dem Zweiten Weltkrieg mit der populären Rundfunksendung „Was wollen Sie wissen: Fragen Sie Dr. Walther von Hollander“ beim NWDR zum bekanntesten deutschen Lebens- und Eheberater. Sein partnerschaft-

78 Vgl. dazu Seegers, HÖR ZU!, bes. S. 365–410. Dass diese Rubrik zur Erforschung zeitgenössischer Denk- und Wahrnehmungshorizonte (nicht nur zu Fragen der Geschlechterordnung) eine Überlieferung erster Qualität darstellt, hat Lu Seegers herausgearbeitet. Ich danke ihr für zahlreiche Anregungen und konzeptionelle Gespräche zur Bedeutung der Massenpresse als sozial- und alltagshistorische Quelle.

79 HÖR ZU!, Nr. 28, 1957, S. 17.

80 HÖR ZU!, Nr. 35, 1958, S. 17, Hervorhebung UCS.

81 Ebd., S. 88.

82 Norbert Elias, Über den Prozess der Zivilisation, Bd. 2: Wandlungen der Gesellschaft. Entwurf zu einer Theorie der Zivilisation, Frankfurt/Main 1982, S. 338.

liches Geschlechtermodell war bei aller formalrechtlichen Anerkennung der Gleichheit von Mann und Frau bipolar strukturiert. Mit seinem Konzept der „zivilisatorischen“ Kompetenzen der Frauen popularisierte er den zeitgenössischen Philosophen Ortega y Gasset, so wenn er schrieb: „Im weiblichen Naturell ist ein atmosphärisches Element, das wie ein Klima langsam wirkt.“⁸³ Es finden sich auch Bezüge zur zeitgenössisch stark rezipierten Gertrud von le Fort und ihrer christlich-kirchlichen Weltdeutung, so vor allem dann, wenn „Irene“ die Urpolarität der Geschlechter betonte, in der erst Mann und Frau gemeinsam den Menschen bilden. Auch in der Anerkennung der Erweiterung weiblicher Handlungs- und Artikulationschancen durch die Frauenbewegung, vor allem aber in der Betonung weiblicher Eigenverantwortung fanden sich Positionen der Autorin wieder.⁸⁴

Walther von Hollander inszenierte mit der Auswahl der veröffentlichten Leserbriefe die Ratgeberrubrik „Fragen Sie Frau Irene“ als ein breites, kontroverses Diskussionsforum, an dem sich Leserinnen und Leser anfragend und kommentierend beteiligten. Diese Form und der alltagsbezogene Inhalt galten dem Verlagshaus Springer als erfolgreichstes Mittel der LeserInnen-Bindung und Garant der Marktführerschaft bei Programm- und Familienzeitschriften. Exemplarisch sei hier auf die 1960 in drei Nummern diskutierte Streitfrage verwiesen: „Sollen sich alte Menschen um die Schlüsselkinder kümmern?“ (Abb. 10) „Irene“ selber hielt den Vorschlag für ausgezeichnet und bestätigte damit die alltägliche Praxis, Kinder im Familiennetzwerk betreuen zu lassen. Eine Briefschreiberin erinnerte in der ganzen Diskussion um die Verwerfungen des Konsumzeitalters und „maßlose“ Frauen, die sich selbst verwirklichen wollten, empört an das Los der alleinstehenden Frauen und an ungenügende politische Rahmenbedingungen: „In ihrer Streitfrage wurde über die Frauen gelästert, die die Sorge für ihre Kinder anderen überlassen und sich selbst rauchend in Cafes aufhalten. Aber es kam in den Einsendungen zu wenig heraus, dass es sehr viele alleinstehende Frauen gibt, die ihre Kinder ernähren müssen. Wissen diese Menschen nicht, wie niedrig die Witwenrenten sind und wie lange es gedauert hat, bis man sie bekam! Ich mußte arbeiten, um die Kinder zu ernähren und auszubilden.“⁸⁵

Kirchen, Gewerkschaften, Parteien

In den hier entfalteten Kommunikationsraum ragten alltagspraktische, kirchliche, parteienspezifische, gewerkschaftliche ebenso wie wissenschaftliche Teilöffentlichkeiten hinein. In den noch von den Erfahrungen der „Zusammenbruchsgesellschaft“ geprägten fünfziger Jahren stellten sie einen breiten, nahezu hermetisch geschlossenen gesellschaftlichen Konsens zum gesellschaftlichen Ort von Müttern her. Explizit wie implizit strukturierte das „Schlüsselkindszenario“ als Negativfolie dieses konsensuelle Kräftefeld. Die katholische Kirche folgte ihrem durch Papst Pius XII. formulierten Familienmodell: sowohl die naturrechtliche Ableitung der Familie, wie die Deutung der irdischen Familie als Trinität führten zu einem patriarchalen Ehebegriff, in der Mann und Frau als „Kopf“ und „Herz“ gleichwertig, jedoch

83 Mit Geduld und Liebe geht es!, in: HÖR ZU!, Nr. 24, 1952, S. 28.

84 Vgl. Gertrud von Le Fort, Die ewige Frau, München 1955, S. 90, 87f.

85 HÖR ZU!, Nr. 37, 1960, S. 42f., vgl. auch Nr. 6, 1960, S. 31–32; Nr. 14, 1960, S. 38–39.

nicht gleichberechtigt waren.⁸⁶ Die katholischen Frauenverbände lehnten in den fünfziger Jahren Frauenerwerbsarbeit ab. Ihnen galt die Überwindung der weiblichen Erwerbsarbeit als herausragendes Zeichen eintretender Normalisierung. Sie wurden darin von der katholischen Soziallehre unterstützt, die die Erhöhung des männlichen Ernährerlohns forderte, um weibliche Zuarbeit überflüssig zu machen.⁸⁷ Einzelne differenziertere Einschätzungen zur Frauenerwerbsarbeit formulierten zuerst Akademikerinnen, die selber berufstätig und im katholischen Verbandswesen aktiv waren, wie die Kölner Notarin Maria Krauß-Flattern. Bereits 1952 wehrte sie sich gegen die Vorstellung, Frauenarbeit sei allein „Notstandsarbeit“. Doch blieb die katholische Kirche bis in die sechziger Jahre hinein weit davon entfernt, in der Berufstätigkeit von Frauen auch Momente von Persönlichkeitsentwicklung anzuerkennen.⁸⁸

In der evangelischen Kirche reichten die Auffassungen von einer Bekräftigung des patriarchalischen Familienbildes bis zur Bejahung partnerschaftlicher Formen, die auch außerhäusliche Mütterarbeit nicht grundsätzlich ausschloss. In der Synode von Espelkamp wurde 1955 akzeptiert, dass das wirtschaftliche, kulturelle und politische Leben auf die Mitwirkung der Frauen nicht mehr verzichten könne. Es wurde ausdrücklich hingewiesen auf die Bedeutung der Müttererwerbstätigkeit als Maßnahme zu einer „Entproletarisierung“. Allerdings dürfe die Mitarbeit nicht auf Kosten der Kinder, der Ehe, der Gesundheit gehen.⁸⁹

Auch wenn SPD und Gewerkschaften die konservativ-klerikalen Züge der regierungsamtlichen Familienpolitik kritisierten, im Grundsatz stützten sie das in der „Schlüsselkinderzählung“ bekräftigte Ernährer-Hausfrau/Zuverdienerin-Modell als arbeits- wie sozialpolitische Norm- und Zielvorstellung.⁹⁰ Auch sie forderten die Erhöhung des männlichen Ernährerlohns, um den Zuverdienst von Müttern überflüssig zu machen⁹¹, da „die Betreuung der Kinder durch die Mutter nicht hoch genug bewertet werden kann.“⁹² Die Interessenskongruenz zwischen gewerkschaftlichen und politisch-konservativen Positionen erklärt sich aus der Tradition der Arbeiterbewegung, in deren Horizont der qualifizierte Arbeiter, der auf sich hielt, für den Lohn der Familie arbeitete und stolz war, dass seine Frau es nicht nötig hatte, mitzuarbeiten. In der Sicht der Facharbeiter war Mütterarbeit eine Sache der subproletarischen Schichten und der Verzicht auf den familiären Zuverdienst der Mutter galt als Merkmal des Aufstiegs. Für den Horizont der zeitgenössischen politischen Diskussion fasste Elisabeth Pfeil diese Position anschaulich zusammen:

86 Vgl. Lukas Rölli-Alkemper, Familie im Wiederaufbau. Katholizismus und bürgerliches Familienideal in der Bundesrepublik Deutschland 1945–1965, Paderborn u.a. 2000.

87 Vgl. ebd., S. 524.

88 Vgl. ebd., S. 113–117.

89 Klaus von Bismarck, Die Familie in der christlichen Gemeinde, Bielefeld 1955, S. 43.

90 Vgl. Sachse, Frauenarbeit im Kalten Krieg.

91 Geschäftsbericht der Abteilung Frauen des DGB, 1962, nach: Ulla Ralfs, Gleicher Lohn für gleiche Leistung. Gewerkschaftsfrauen in den 50er Jahren, in: Angela Delille/Andrea Grohn, Perlonzeit. Wie die Frauen ihr Wirtschaftswunder erlebten, Berlin 1985, S. 99–108, hier: S. 102; vgl. auch Sigrid Ingeborg Bachler u.a., „Da haben wir uns alle schrecklich geirrt ...“: Die Geschichte der gewerkschaftlichen Frauenarbeit im Deutschen Gewerkschaftsbund von 1945–1960, Pfaffenweiler 1993.

92 DGB-Kongreß 1952/53, zit. n. Pfeil: Die Berufstätigkeit von Müttern, S. 34.

„Aber so sehr auch Bebels berühmtes Buch ‚Die Frau und der Sozialismus‘ Verbreitung fand (bis 1950 56 Auflagen!), gerade in diesem Punkte ging die Arbeiterschaft nicht mit: zu sehr hatten die Arbeiter unter der ‚familienzerstörenden Wirkung‘ der von der Not aufgedrungenen Fabrikarbeit der Mütter gelitten, als dass sie nun eine freien Willens aufgenommene Berufsarbeit von Müttern sich vorstellen konnten. So blieb das bürgerliche Familienmodell, das dem Manne allein die Funktion des Ernähers wie auch des Vermittlers zur Welt vorbehielt, der Mutter aber die Erziehungs- und Haushaltsaufgaben, in der Arbeiterschaft lebendig, ja es wurde hier treuer bewahrt als im Bürgertum.“⁹³

In den Gewerkschaftspositionen der fünfziger Jahre wirkten nicht nur Traditionen nach, sondern zugleich auch berechtigte Hoffnungen auf die Erfüllung langjähriger zentraler Forderungen durch „sozialpartnerschaftliche“ Teilhabe am Wirtschaftswachstum. Es bleibt zu fragen, ob sich die Gewerkschaften mit ihrer facharbeiterbezogenen Mittelschichtorientierung nicht auch explizit von den Normalitätsverheißungen des anderen deutschen Teilstaates absetzten, der sich gerade in heroisierenden Bildern des „Proletarischen“ präsentierte.

Dies gilt auch für die SPD, die sich in den geschlechterpolitischen Konsens einreihete. Die Partei hatte bereits anlässlich ihres Engagements für den Gleichberechtigungsgrundsatz schmerzlich erfahren müssen, dass sich in Westdeutschland mit „Gleichberechtigung“ allein keine Wählerinnenstimmen gewinnen lassen konnten.⁹⁴ Angesichts der zeitgleichen Entwicklungen im anderen deutschen Teilstaat bezüglich Geschlechtergleichheit und Schutz von Ehe und Familie standen im westdeutschen Kommunikationsraum Forderungen nach einschränkungsloser Gleichberechtigung von Mann und Frau unter dem Generalverdacht, „östliche Lebensformen“ hoffähig zu machen. Das westdeutsche Gleichheitsversprechen konnte nicht losgelöst vom ostdeutschen Gleichheitsversprechen verhandelt werden. Der andere deutsche Teilstaat wirkte bei Fragen der Gleichberechtigung, Frauen und Familie als ständig präsent „Anderes“ im öffentlichen Diskursraum Westdeutschlands.⁹⁵

Die CDU stilisierte, flankiert von den Kirchen, „Gleichberechtigung“ zum Einfallstor für Chaos. Einen diffusen, tiefsitzenden Antikommunismus ausnutzend und bekräftigend, rückte sie die Partei, die sich für sie einsetzte, explizit auf eine Stufe mit den Kommunisten – „In Deutschland gibt es zwei Parteien, die ...“, lautete eine doppeldeutige, wahlkampfstrategische Rhetorik der CDU.⁹⁶ Sie unterstellte damit der SPD eine bewusste Gefährdung des eingeschlagenen Normalisierungsprojekts, um ihre Mission der christlich-abendländischen Erneuerung umso strahlender erscheinen zu lassen. Die SPD wiederum, für die gerade Antikommunismus und Gegnerschaft zur SED konstitutiv war, disziplinierte sich angesichts dieser Unterstellungen, um in besonders überzeugender Weise ihre Loyalität zum westdeutschen Weg in die Normalisierung zu demonstrieren. Dies geschah, indem sie aus

93 Pfeil, Die Frau in Beruf, Familie und Haushalt, S. 142f.

94 Vgl. Hessische Landesregierung (Hg.), Elisabeth Selbert, „Ein Glücksfall für die Demokratie“. Elisabeth Selbert (1896–1986). Die große Anwältin der Gleichberechtigung, Frankfurt/Main 1999.

95 Eric D. Weitz, The Ever-Present Other: Communism in the Making of West Germany, in: Schissler, The Miracle Years, S. 219–232.

96 Vgl. „Das Glück der Freiheit“. Insel-Film in: „Rendezvous unterm Nierentisch“ – Die Wirtschaftswunderrolle. BRD, 1986, 89 Min., Buch und Regie: Manfred Breuersbrock, Wolfgang Dresler, Dieter Fietzke.

ihrem Geschichtsverständnis all das an sozialistischer Tradition eliminierte, was die DDR in ihren Gründungsmythos einflocht. Hinsichtlich der gesellschaftlichen Rolle von Frauen, Männern und Kindern bedeutete dies eine Abwendung von sozialistischen Theoretikern wie August Bebel und Clara Zetkin, mit denen wiederum die DDR die konsequente Einbeziehung von Frauen ins Erwerbsleben legitimierte. Es bedeutete eine Übernahme bürgerlicher Habitusformen, wie Karin Gille und Heike Meyer Schoppa an der von Elisabeth Selbert und Herta Gotthelf organisierten Kampagne zur Durchsetzung des Gleichheitsgrundsatzes zeigen konnten.⁹⁷ Dabei waren die Argumentationen gefangen in einem strikten System des Entweder-Oder, das den Kalten Krieg als Diskursordnung bestimmte. Sinnstiftendes Element dieser Ordnung war in Vorstellung wie Darstellung die Differenz – zum anderen deutschen Teilstaat.

Um diese Differenz markieren zu können, verknüpften die Akteure und Akteurinnen die politische Realisierung der Geschlechterordnung mit dem gesamtgesellschaftlichen Normalisierungsprojekt auf dem Weg zu einem friedvollen christlichen Abendland. Eine verlässliche Geschlechterordnung bildete praktisch wie symbolisch gleichsam die Voraussetzung für sein Gelingen. Dieses Projekt besaß für Zeitgenossen und Zeitgenossinnen angesichts von Ausnahmezustand und Zusammenbruchgesellschaft der zurückliegenden Jahre eine unmittelbare Evidenz. Überzeugend wiederum schien dieser Weg hin zur Normalität angesichts der drohenden Gefährdung durch den aggressiv-expansionistisch gezeichneten Kommunismus, der bereits bis in den anderen deutschen Teilstaat vorgedrungen war. Ihm war umso wirkungsvoller zu trotzen, je gefestigter und gesünder jede einzelne kleine Zelle der westdeutschen Gemeinschaft – jede Familie – sich ins Normalisierungsprojekt einreihete. Die Verhandlungen der Geschlechterordnung waren damit eingebunden in eine Figuration, die sich durch Antikommunismus, Normalitätsverheißung und christlich-abendländische Zukunft in Differenz zum „Anderen“ bestimmte. Eine so gestaltete, verlässliche Geschlechterordnung mit eindeutiger Aufgabenteilung bis hinein in die Privatheit gab darüber hinaus den Männern jenen schützenswerten Ort und jene Beschützerrolle zurück, die bei der Kriegsniederlage verloren gegangen war – hatten sie doch mit ansehen müssen, wie jene „asiatischen Horden“, die auch jetzt wieder vorwärts drangen, ihre Mütter, Frauen und Töchter schändeten.

Diese interne Diskursordnung wurde durch den real existierenden „Kontrahenten“ im öffentlichen Raum DDR in Gang gehalten. Seine Positionen zur Geschlechterordnung waren eingebunden in eine Figuration, die sich durch Antifaschismus und Antimilitarismus, Normalitätsverheißung und sozialistische Zukunft in Differenz zum „Anderen“ bestimmte. Hüben wie drüben waren die Normalisierungsverheißungen plakativ bebildert durch austauschbare Motive mit Müttern und Kindern, je nach Variation bereits glücklich – zum Beispiel bei der SED – oder dem Glück entgegenstrebend wie bei westdeutschen Parteien aller Richtungen: „Frohe Kinder – glückliche Mütter“ (SED, 1946); „Frauen und Mütter! Denkt an die Zukunft Eurer Kinder! Wählt Kandidaten des Friedens! KPD“ (KPD, 1949), „Mit der

97 Vgl. Karin Gille/Heike Meyer-Schoppa, Elisabeth Selbert und Herta Gotthelf – *Erinnern und Vergessen*, in: AVS-Informationsdienst, Informationen der SPD, 21. Jg. Nr. 2/3 Dezember 2000, S. 11–14, hier: S. 13.; Karin Gille, „Kennen Sie Herta Gotthelf?“ Eine Parteifunktionärin im Schatten von Elisabeth Selbert, in: *metis. Zeitschrift für historische Frauen- und Geschlechterforschung*, 10. Jg. (2001), H. 20, S. 50–64.

SPD für eine freie u. bessere Zukunft“ (SPD, 1949), „Und die Zukunft? FDP (FDP, 1949), „Und wieder CDU – denn es soll noch besser werden“ (CDU, 1949).⁹⁸

Die DDR als „Kontrahent“ im öffentlichen Kommunikationsraum

Am Beispiel der „Schlüsselkindproblematik“ lässt sich zeigen, wie auch in der DDR die Differenz des Entweder-Oder hergestellt und bekräftigt wurde. Die staatliche Presseagentur ADN gab in ihren „Informationen aus Westdeutschland“ Meldungen zum „Schlüsselkindproblem“ heraus:

„Zehntausende westdeutscher Großstadtkinder hungern als ‚Schlüsselkinder‘ auf den Straßen herum, München, 19. Mai 62. ADN – 20.000 Münchner Kinder sind tagsüber allein zu Hause oder hungern als ‚Schlüsselkinder‘ auf den Straßen herum, weil beide Eltern berufstätig sind. Sie gehören zu den 80.000 Kindern, für die es in München keine Plätze in Kinderkrippen, Kindergärten oder Kinderhorten gibt ... In Würzburg (115.000 Einwohner) ist die unglaubliche Tatsache zu verzeichnen, dass der einzige städtische Kindergarten kürzlich geschlossen wurde, weil der katholische Klerus diese Einrichtung als unerwünschte Konkurrenz seiner Kindergärten ansah. Insgesamt fehlen in Westdeutschland nach amtlichen Angaben 10.000 Kindergärten. Diese empörende Vernachlässigung der Kinder veranlaßte die ‚Kölnische Rundschau‘ zu einem Eingeständnis: ‚Der Mangel an Baby-Krippen, an Kindergärten und Horten wird von Jahr zu Jahr besorgniserregender, noch nie wurden so viele Kinder von Unfällen betroffen, wie gegenwärtig, da immer mehr unbeaufsichtigt sich selbst überlassen sind. Auch das Ansteigen der Jugend- und Kinderkriminalität gehört zu diesem traurigen Kapitel. Beispiele aus der letzten Zeit veranschaulichen diese Entwicklung: nach Gangsterfilmvorbild hat ein 14-jähriger Junge aus Wuppertal monatelang junge Frauen und Mädchen vergewaltigt. In Wilhelmshaven verübte eine Bande von drei 13-jährigen Jungen seit 1960 eine große Zahl von Einbrüchen. Auch Mörder, Räuber und Erpresser im Kindesalter sind keine Seltenheit.“⁹⁹

Die „Schlüsselkinderzählung“ wurde nicht als „kapitalistische Ideologie“ entlarvt, sondern selbstverständlich zum Nennwert als Zustandsbeschreibung akzeptiert, um demgegenüber die Überlegenheit der eigenen Frauenpolitik herauszustellen. Auf diese Weise offenbarte die tiefsitzende Angst vor marodierendem Straßenmob nicht beabsichtigte, aber dennoch akzeptierte Gemeinsamkeiten zwischen ostdeutscher Avantgarde der Arbeiterklasse und westdeutschen konservativen Bürgerlichen.

Die Vorstellung des „Schlüsselkind-Problems“ als westdeutsches Phänomen ordnete sich ohne weiteres in die Praxis der DDR-Medien ein, beim Thema Gleichberechtigung, Frauenpolitik und Familienpolitik immer auch Bezüge zum anderen Teilstaat herzustellen. Vor allem zu Jahrestagen von Gesetzen oder anlässlich geschlechterpolitischer Debatten und

98 Vgl. die Abbildungen bei: Uta C. Schmidt, *Die Nachkriegszeit 1945–1948*, S. 101.

99 SAPMO-BArch, DY 31–995 (DFD), fol. 193f. vom 19. Mai 1962.

Entscheidungen im anderen Teil erschienen Beiträge, in denen die eigenen Erfolge vor dem Panorama westdeutscher Verhältnisse umso heller strahlen konnten: „Glückliche Frauen in unserer Republik“¹⁰⁰, oder: „Die Gleichberechtigung der Frau in der DDR – ein Vorbild für die Frauen Westdeutschlands“.¹⁰¹ Die SED begab sich dabei nicht auf eine direkte, symmetrische Vergleichsebene. Sie stellte der westdeutschen Familienpolitik nicht die Erfolge ihrer Familienpolitik entgegen. Angesichts ihres Werbens um Unterstützung durch die Bevölkerung konnte sie es sich in den fünfziger Jahren nicht leisten, tradierte Familienbilder propagandistisch offen zu diskreditieren, zumal auch viele SED-Arbeiterfunktionäre traditionsgemäß einem Familienideal mit männlichem Ernährer und weiblicher Hausfrau angingen. Stattdessen *verschob* sie den Blickwinkel auf die Gleichstellungsproblematik, die sie im Kalten Krieg geschickt mit Ansprüchen ihrer Friedenspolitik verknüpfte.

Die Gleichstellung bot sich strategisch an, um angesichts schwelender Systemkonflikte – „sozialistische Gesellschaftsordnung“ contra „Herrschaft der imperialistischen Kräfte im Bonner Staat“ – Unterstützung für das sozialistische Normalisierungsprojekt vor allem bei der weiblichen Bevölkerungsmehrheit zu sichern. Der SED-Diskurs verknüpfte die Geschlechtergleichheit als Recht und Verpflichtung auf Erwerbsarbeit mit einer substantiell vorgestellten weiblichen Wesenseigenschaft, dem Friedenswillen, „die glückliche Zukunft für ihre Familie, für die Kinder“ zu sichern. So sollten die Frauen, gleichberechtigt in den Aufbau des Sozialismus eingebunden, wie „Torpedos des Friedens“ wirken können, um die „Kriegstorpedos der Aufrüstungspolitiker“ aus Westdeutschland abzufangen.¹⁰²

Wie in Westdeutschland wurden auch in der DDR politische Rahmenbedingungen der Geschlechterordnung als stabilisierende Faktoren des Normalisierungsprojektes thematisiert. Aber die Erzählungen beider deutscher Teilstaaten redeten absichtsvoll aneinander vorbei, sie ordneten sich nicht bipolar, sondern allozentrisch. Sie verwiesen nur indirekt aufeinander und waren nur unter mehrmaliger Änderung des Blickwinkels und bei einer Sensibilisierung für das Nicht-Gesagte aufeinander zu beziehen. Die Erzählungen stellten im Blick auf das jeweils „Andere“ unter unterschiedlichen medienpolitischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Konstellationen absichtsvoll produzierte Gewinnungsstrategien dar, die aufgerufen wurden, um politisch plakative Vorteile für das eigene Konzept in der Systemkonkurrenz zwischen christlichem Abendland und sozialistischer Morgenröte zu markieren.

Die DDR lancierte die „Schlüsselkindproblematik“ daher offiziell nur zur Disqualifikation westdeutscher Zustände. Sozialpolitische Defizite bei der Betreuung von Kindern erwerbstätiger Mütter galten im eigenen Teilstaat als Problem des Übergangs. Für die eigenen Betreuungsangebote wurde geworben, indem der bürgerliche Gehalt jener westdeutschen Erzählungen von Mutterwirken und Nestwärme entlarvt wurde, der die Frauen zu Sklavinnen des Mannes und des Heimes machte. So hieß es in einem Lehrtext:

„Unsere Arbeiter- und Bauernmacht hat in Verwirklichung der richtigen Erkenntnis, dass die Frau erst dann, wenn sie aus dem unwürdigen Sklavinnendasein befreit ist,

100 „Glückliche Frauen in unserer Republik“, in: Kulturelles Leben, Sep. 1954, S. 4f.

101 „Die Gleichberechtigung der Frau in der DDR – ein Vorbild für die Frauen Westdeutschlands“, in: Neues Deutschland, Nr. 63 vom 16.3.1954, S. 2.

102 SAPMO, BArch Berlin, DY 31-811 (Bestand DFD): „Die Rolle der Hausfrauenbrigaden bei der Lösung der ökonomischen Hauptaufgabe“, S. 7, fol. 46.

ihre volle Kraft für die Verbesserung des Lebens aller Werktätigen einsetzen kann, die Voraussetzung dafür geschaffen, dass diese große gesellschaftliche Kraft in unserem täglichen Kampf um die Erhöhung des materiellen Lebensniveaus voll wirksam werden kann.“¹⁰³

Der moralische Disziplinierungsdruck wurde im ostdeutschen Teilstaat über das staatspatriarchal gewährte Gleichheitsgeschenk erzeugt, das den Frauen innerhalb und außerhalb der Familie vermeintlich allseitige Entfaltungs- und Qualifizierungsmöglichkeiten eröffnete. Im Gabentausch hatten die Frauen ihren vollen Einsatz bei der Erwerbs- und Familienarbeit zu erbringen. Auch hier erstrahlte das sozialistische Tauschverhältnis umso heller, als es sich vom Negativbeispiel Kapitalismus absetzen konnte. Die Redeweise verknüpfte Frieden und Sozialismus untrennbar miteinander und schrieb als „oberstes Anliegen“ den Frauen zu, „den Frieden, die glückliche Zukunft für ihre Familie, für die Kinder zu sichern“.¹⁰⁴ So passten sich die ostdeutschen Erzählungen in die Diskursordnung des Kalten Krieges ein und hielten sie in Gang: Während in Westdeutschland die Hausfrauen als republikanische Mütter ihr Heim als Widerstandsfront gegen die expansionistische „östliche Lebensweise“ munitionierten, betrieben die ostdeutschen Hausfrauen und Mütter, als pazifistische „Friedensgöttinnen“ vorgestellt, am besten Sicherheitspolitik, indem sie im Kollektiv den Aufbau des Sozialismus vorantrieben.¹⁰⁵ In beiden deutschen Staaten wurde dieser Einsatz zur „patriotischen“ Pflicht.¹⁰⁶ Damit bestätigte sich auch auf diesem Feld die Asymmetrie, die die ost-westdeutsche Kommunikationsordnung zu Hochzeiten des Kalten Krieges strukturierte.¹⁰⁷ Der jeweils andere Teil fungierte in dieser Diskursordnung des allozentrischen Entweder-Oder¹⁰⁸ als Produktionsmittel des eigenen Kollektiventwurfs, wenn er als das „Andere“ dargestellt und behandelt wurde. Das „Andere“ wurde in permanenten Zuschreibungs- und Handlungspraxen als Differenz erzeugt, um den jeweiligen eigenen Selbstentwurf zu legitimieren.¹⁰⁹

103 SAPMO, BArch Berlin, DY 31–811, ebd., S. 1, fol. 40.

104 SAPMO, BArch Berlin, DY 31–811 (Bestand DFD): „Zur Rolle der Hausfrauenbrigaden bei der Lösung der ökonomischen Hauptaufgabe“, S. 6, fol. 45.

105 Ebd., S. 7, fol. 46.

106 Vgl. Schissler, Normalization, S. 371 unter Verweis auf Elaine Tyler May, *Homeward Bound*; vgl. auch Margaret R. Higonnet (Hg.), *Behind the Lines. Gender and The Two World Wars*, New Haven 1987, S. 2.

107 Vgl. Thomas Lindenberger, *Neue Heimat im Kalten Krieg – Potemkinsche Dörfer der DEFA im Friedenskampf*, in: *Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte XXXI (2003)*, Medien – Politik – Geschichte, S. 103–124; Michael Lemke, *Einheit oder Sozialismus? Die Deutschlandpolitik der SED 1949–1961*, Köln u.a. 2001.

108 Bernd Greiner sieht die „Konkurrenz unterschiedlicher und doch reziprok aufeinander bezogener Deutungsangebote“ als „eigentliche Signatur des Kalten Krieges“, vgl. Bernd Greiner, *Zwischen ‚Totalem Krieg‘ und ‚Kleinen Kriegen‘*, a.a.O., S. 7.

109 Vgl. Pierre Bourdieu, *Sozialer Sinn*, Frankfurt/Main 1997, S. 98ff.

Die „Schlüsselkinderzählung“ als geschlechterpolitische Inszenierung im Kalten Krieg

Politische Entscheidungen über den Status von Frauen, Männern und Familien bildeten in allen Ländern, die am Zweiten Weltkrieg teilgenommen hatten, einen wesentlichen Schritt des allgemeinen Übergangs vom Krieg zum Frieden.¹¹⁰ In der jungen Bundesrepublik fungierten, wie Robert Moeller überzeugend darlegen konnte,¹¹¹ Ehe, Familie und die Gleichberechtigung der Geschlechter jedoch als besonders heiß umkämpfte Terrains, um spezifische gesellschaftliche Ordnungsvorstellungen zu entwickeln.

Dabei bildeten Erfahrungen mit nationalsozialistischer Frauen-, Familien- und Bevölkerungspolitik explizit wie implizit einen ebenso wichtigen Bezugspunkt wie der kommunistische Gesellschaftsentwurf im anderen Teil Deutschlands. Der mit antikommunistischen Metaphern durchsetzte polemische Rekurs auf zeitgleiche gleichstellungs- und familienpolitische Entwicklungen in der SBZ/DDR entwickelte sich zu einem konstitutiven Abgrenzungsmotiv jener westdeutschen Diskurse, die Frauen wieder in den Raum einer nicht verletzbaren Familie zurückführten. Gleichsam paradigmatisch zeigten sich diese Abgrenzungs- und Positionierungsstrategien in einem Artikel zum „Familiengesetzbuch der Sowjetzone“ im „Rheinischen Merkur“:

„... Frau und Familie sind auch in der Sowjetzone noch der bleibende und sichere Hort, in dem Intimität und Liebe gepflegt, Gewissensfragen geäußert und Kinder erzogen werden. An die Frauen und an die Familie sind die Funktionäre des Systems noch nicht herangekommen. Die Frau selbst ist kraft ihres mütterlichen Auftrags grundsätzlich allem Umsturz hold; selbst wenn sie im öffentlichen Leben tätig ist, tritt sie, von wenigen Ausnahmen abgesehen, bewahrend, erhaltend, konstruktiv für ihre Ideen ein ... Und gerade deshalb kommt es dem totalitären System darauf an, die Welt der Frau zu gewinnen, sie von Haus und Hof, Herd und Heim zu entfernen, auf die Parteitage zu bringen und für die ‚neuen Ideen‘ zu gewinnen. Wer denkt in diesem Zusammenhang nicht an die NS-Frauenschaft, um die sich der Diktator Hitler besonders bemühte und die er auf den sogenannten Reichsparteitagen mit freundlichen Worten zu umgarnen suchte? Auch die sowjetischen Funktionäre haben – bisher erfolglos – versucht, in die Kreise der Familien und damit in die Herzen der Frauen einzudringen. Es ist ihnen noch nicht gelungen, die Stellung der Frau in der Familie zu erschüttern, die Frau aus der Familie zu entfernen und die Kinder in größerem Umfang in Betriebskindergärten oder staatlichen Heimen unterzubringen. Aber das letzte Fernziel der kommunistischen Familienpolitik bleibt gleichwohl die Volkskommune, also die völlige Auflösung der Familie ...“¹¹²

110 Vgl. Margaret R. Higonnet/Patrice L.-R. Higonnet, *The Double Helix*, in: Higonnet, *Behind the Lines*, S. 31–47.

111 Vgl. Robert G. Moeller, *Geschützte Mütter. Frauen und Familien in der westdeutschen Nachkriegspolitik*, München 1993, S. 19.

112 *Stiller Kampf der Frauen gegen falsche „Gleichberechtigung“*, in: *Rheinischer Merkur*, 1.5.1959.

Im Blick auf die Auflösungstendenzen im Osten avancierten in Westdeutschland hierarchisch wohl geordnete Familien mit Müttern als innerstem Kern – als Herz – und Vätern als Autorität – als Kopf – zu „Urzellen der Gesamtgesellschaft und auch des Staates“¹¹³ und bildeten das Modell für den gesamten demokratischen Gesellschaftskörper.

Stets von vermeintlichen oder tatsächlichen Entwicklungen im anderen deutschen Teilstaat abgegrenzt, stellte sich die politisch-diskursive Rekonstruktion der Geschlechterbeziehungen in Westdeutschland nicht allein als Bestandteil des Übergangs von einer Kriegs- in eine Friedensordnung dar. Sie war – so wird hier weitergehend argumentiert – Form und Inhalt einer spezifischen Diskursordnung des Kalten Krieges. Auch deshalb klirrte die Inszenierung von den „Schlüsselkindern“ vor Kälte. Diese „Kalte Kriegsordnung“ bestand darin, die subsidiäre Familienpolitik mit der Sicherung von „Freiheit“ zu verknüpfen und im Abgrenzungsdiktus gegenüber Kommunismus wie totalitären Staaten überhaupt positiv als Sieg der Demokratie entwerfen zu können. Familienminister Wuermeling formulierte zum demokratischen Verständnis der Familie:

„Wohl in keinem anderen sozialen Bereich ist die Verzahnung von Freiheit und Bindung so stark wie in der Familie. Der Lebensinhalt, den uns die Familie gibt, und die Gesinnung, die sie prägt, sind letztlich auch das Fundament der Widerstandskraft in der weltweiten Auseinandersetzung mit dem Kommunismus wie auch totalitären Staatsformen überhaupt. Die Familie ist die letzte Bastion, die der totale Staat mit aller Gewalt zu nehmen sich bemüht. Gelingt es, die Familie in dieser Funktion zu erhalten, ist schon viel gewonnen. Um eben diese Grundkräfte der Familie zu erhalten, darf diese auch nicht einer totalen Staatsversorgung ausgeliefert werden.“¹¹⁴

Darüber hinaus wurde die in der „Normalfamilie“ mit einem männlichen Ernährer und einer weiblichen Hausfrau geschaffene Nestwärme ganz im Sinne strategischer Eindämmung als Sicherung gegen den Expansionismus kollektivistischer Tendenzen¹¹⁵ gefasst. Die in der schillernden Zuweisungspraxis bewusst uneindeutigen Propagandabegriffe „Kollektiv“, „kollektivistisch“ – auch ein „Kollektivismus völkischer Prägung“¹¹⁶ im Gegensatz zu einem östlicher Prägung wurde indiziert – in all ihren Kombinationsmöglichkeiten setzten während der hier betrachteten, unionsregierten Zeit tiefsitzende abrufbare antikommunistische Ressentiments frei. (Abb. 11) Durch die Massenvergewaltigungen am Ende des Krieges, die immer noch in der Sowjetunion inhaftierten Kriegsgefangenen, die Berlinkrise sowie den Volksaufstand vom 17. Juni 1953 wurden sie aktuell wachgehalten. Sie wurden weniger mobilisiert, um den Gegner hinter dem „Eisernen Vorhang“ zu demoralisieren,

113 Zit. n. Fanz-Josef Wuermeling, *Das muß geschehen! Die Familie fordert vom Bundestag*, in: *Kirchenzeitung*, Köln, 6.12.1953.

114 Franz-Josef Wuermeling, *Die wirtschaftliche Sicherung der Familie in der modernen Gesellschaft*, in: *Kleine Schriften zur Sozialpolitik und zum Arbeitsrecht*, hg. v. Institut für Sozialpolitik und Arbeitsrecht e.V., 4. Folge, H. 3, München o.J. (1961), S. 36f.

115 Vgl. ebd., S. 39.

116 Vgl. Lorenz Jäger, *Fastenhirtenbrief über den „Wiederaufbau für Gott mit Gott“*, 2.2.1946, zit. nach Wolfgang Löhr (Bearb.), *Dokumente deutscher Bischöfe, 1: Hirtenbriefe und Ansprachen zu Gesellschaft und Politik 1945–1949*, Würzburg 1985, Nr. 15, S. 77. Für diesen Hinweis danke ich Christine Bartlitz.

sondern vermeintlich „kommunistische“ Tendenzen im eigenen Land zurückzudrängen: Die Regierungsparteien zielten damit auf die Sozialdemokratie im Inneren des eigenen Landes.

Gleichzeitig galt „kollektivistisch“ auch als Kampfbegriff, um die Gefahren anzuprangern, die von Vermassungstendenzen und dem kollektiven Materialismus einer auf Konsum orientierten Industriegesellschaft insgesamt ausgingen.¹¹⁷ Die so entstandene Diskursordnung sollte in diesem Spiel weniger „außenpolitisch“ als „innenpolitisch“¹¹⁸ integrativ wirken, um die westdeutsche Bevölkerung im Abwehrkampf gegen das Böse zu autoritär verfassten Familieneinheiten zusammenzuschließen. Vor dem Hintergrund realer Kriegsbedrohung und einer unspezifischen Angst vor russischem Expansionismus¹¹⁹ nahmen weite Teile der Bevölkerung das Sicherheitsversprechen vom „Bollwerk“ Familie an und zogen sich in den Innenraum des Privaten zurück, um für die eigene, wohlstandszentrierte Sicherheit zu arbeiten: für „Das Glück der Freiheit“, wie ein „Insel-Werbefilm“ für Erhards „Soziale Marktwirtschaft“ lautete.¹²⁰ Es war für die Regierungsparteien leichter, die Bevölkerung und vor allem bürgerliche Schichten von der militärischen Westanbindung zu überzeugen, wenn sie es in antikommunistisch legitimierter Abgrenzung von der Sozialdemokratie tat.¹²¹

Medienminister Wuermeling

In der ersten bundesrepublikanischen Legislaturperiode gab es noch keine institutionelle Vertretung der Familienpolitik. Familienfragen wurden im Sozialausschuss des Bundestages mit beraten.¹²² Erst anlässlich der Amtseinsetzung seines zweiten Kabinetts präsentierte Adenauer 1953 wegen der drohenden „wachsenden Überalterung des deutschen Volkes“ mit bevölkerungspolitischem Unterton ein für Deutschland neues Familienministerium.¹²³ Das gegen den Willen der SPD neugegründete Familienministerium sollte als „Coreferat“¹²⁴ die Entscheidungen der einzelnen Fachministerien familiengerecht koordinieren, eine Umschreibung der Tatsache, dass es ohne eigenen Geschäftsbereich blieb und mit 500.000 DM Jahresetat bescheiden ausgestattet war.¹²⁵

117 Vgl. zu „Vermassung“ und „Materialismus“ grundlegend Schildt, *Moderne Zeiten*, S. 309–350.

118 Die Verwendung von „außenpolitisch“ und „innenpolitisch“ hier in Anlehnung an Wilfried Loth, *Die Teilung der Welt. Geschichte des Kalten Krieges 1941–1955*, erw. Neuauflage München 2000, S. 36.

119 Vgl. dazu die Daten bei Schildt, der anhand empirischer Umfragedaten aus den fünfziger Jahren die Wellen der Kriegsangst und der Angst vor russischer Bedrohung nachzeichnet; Schildt, *Moderne Zeiten*, S. 308f.

120 „Das Glück der Freiheit“ – Insel-Film in: „Rendezvous unterm Nierentisch“.

121 Vgl. dazu Dietrich Thränhardt, *Geschichte der Bundesrepublik Deutschland*, Frankfurt/Main 1996, S. 93.

122 Vgl. Moeller, *Geschützte Mütter*, S. 176–181; Vgl. zur Familienpolitik in Deutschland auch Max Wingen, *Vierzig Jahre Familienpolitik in Deutschland – Momentaufnahmen und Entwicklungen*. Zugleich ein Beitrag zu 40 Jahren Bundesfamilienministerium, Grafschaft 1993.

123 Regierungserklärung Adenauers, 3. Sitzung des 2. Bundestages am 20.10.1953, in: *Das Parlament*, 28.10.1953.

124 Franz-Josef Wuermeling, Pressemitteilung des Familienministeriums, in: *Nachlaß Wuermeling*, I–221, 013/2 unfol.: ACDP in der Konrad-Adenauer-Stiftung.

125 Vgl. „Des Papstes Garde“, in: *Der Spiegel*, 8. Jg., H. 38 v. 15.9.1954, S. 12; zur öffentlichen Diskussion des neuen Ministeriums vgl. „Wozu ein Familienministerium?“, in: *Frankfurter Neue Presse*, Nr. 251, 28.10.1953.

Das Ministerium schien dem selbst kinderreichen, kirchentreuen und anti-liberalen Franz-Josef Wuermeling auf den Leib geschnitten. Schon im ersten Bundestag hatte Wuermeling eine „Kampfgruppe für die Familie“ ins Leben gerufen, die sich im Bundestag über Partei- und Standesgrenzen hinweg als Lobby für Familienbelange und gesunden Nachwuchs betätigen sollte.¹²⁶

„Wir alle wissen, dass unser Volk nur Bestand haben kann, wenn seine Zukunft durch gesunde Familien gesichert wird, die nicht nur 1 und 2 Kinder haben. Die kommunistisch regierten östlichen Völker haben viel mehr Kinder als wir. Wenn wir ein aussterbendes Volk werden, wozu wir nachweislich auf dem Wege sind, wird uns die größere, immer steigende Volkskraft des Ostens, ganz unabhängig von politischen Systemen und militärischen Sicherungen – in späteren Generationen erdrücken und unseren Familien den Raum für Heim und Hof nehmen.“

So stellte sich der neue Familienminister im Hörfunk vor.¹²⁷ (Abb. 12) Mit der Ernennung des „Fides Romana“-Mitglieds¹²⁸ und Familienlobbyisten Wuermeling suchte Adenauer die politische Unterstützung der Kirchen. Diese meldeten nach 1945 aufgrund ihres vermeintlich unbeschädigten Images als relativ intakte Organisationen umfassende Mitspracherechte hinsichtlich einer Rechristianisierung an. Vor allem die Katholische Kirche sah als eine der Hauptverwerfungen des Nationalsozialismus die Verdrängung Gottes aus dem öffentlichen wie privaten Leben und nutzte – auch aufgrund ihrer Stärkung gegenüber dem Protestantismus in Westdeutschland infolge der Wanderungsbewegungen nach 1945 – das gesellschaftliche Bedürfnis nach Sinnggebung, um ihren Dominanzanspruch für alle Lebensbereiche geltend zu machen.¹²⁹ Das Feld der Familienpolitik bot sich dafür an, da es die Werte christlicher Soziallehre besonders gut ins Licht rücken ließ, ohne in Konflikt mit dem gleichzeitigen neoliberalen Wirtschaftskurs der Regierung zu geraten. Darüber hinaus stellte die Kirche ein weit ausgearbeitetes und tradiertes argumentatives Repertoire zur Verfügung, das hierarchische Geschlechterverhältnis als gleichsam natürliches vorzustellen. Da die DDR konsequent Schritte zur formalrechtlichen Gleichberechtigung von Mann und Frau

126 Franz-Josef Wuermeling, Das muß geschehen! Die Familie fordert vom Bundestag, in: Kirchen-Zeitung, Köln, 6.12.1953.

127 Rundfunkvortrag NWDR UKW Nord, Aufnahme 10.11.1953, 14.30, zit. n. Bulletin des NWDR – Nr. 203/S.1694 vom 23.10.1953, in: Nachlaß Wuermeling, I-221, 004/2, unfol.: ACDP in der Konrad-Adenauer-Stiftung.

128 Die „Fides Romana“ als eine „Laienvereinigung katholischer deutscher Männer für Kirche und Papst“ verstand sich als „Elitesystem“, das seine „Schlagkraft und ihren Ruf als einer untadeligen Garde des Papstes“ in den gesellschaftlichen Wandlungsprozess einbringen wollte. „Natürlich müssen alle Katholiken von Liebe und Begeisterung zum Oberhaupt der Kirche erfüllt sein, und jeder katholische Christ muß auf die Stimme Petri hören. Die FR aber stellt die geistig geschulten und sich ständig schulenden Aktivisten, jene kleine Kernschar von Männern, die sich zu besonderem Einsatz für des Papstes Ehre und Rechte, zu besonderen Leistungen verpflichten, auf dass das Wort des Papstes überall vernommen wird.“ Hans Struth, Chefredakteur der katholischen Illustrierten „Feuerreiter“ und Gründer der „Fides Romana“ in einem Rundschreiben vom 8.11.1951, zit. n. „Des Papstes Garde“, in: Der Spiegel, 8. Jg., H. 38 v. 15.9.1954, S. 13.

129 Vgl. Thranhard, Geschichte der Bundesrepublik, S. 46.

eingeleitet hatte, ließ sich hier wirkungsvoll eine „christliche Front“ gegen den Marxismus eröffnen:

„Wohin schließlich eine totale Gleichberechtigung und Gleichsetzung von Mann und Frau in letzter Konsequenz führt, zeigt uns ein Blick in die Ostzone ... In der letzten Konsequenz enden diese Dinge dann im Kohlen- oder Uranbergwerk.“¹³⁰

In diesem Sinne war der neue Familienminister Wuermeling genau der richtige Mann, auch wenn ihn Gegner mit Verweis auf seine Kirchenkontakte¹³¹ als „Sonntagsredner“ titulierten. Hanna Schissler stellte Wuermelings Wirken in den politischen Kontext: „Adenauer's patriarchalism was implemented by Wuermelings family policies and decorated and elevated by Cardinal Fring's Hirtenworte.“¹³² Wuermeling wusste sein Anliegen, die Förderung kinderreicher Familien, publikumswirksam und mediengerecht in Szene zu setzen, da er mit seiner patriarchal-konservativen Position die Öffentlichkeit, selbst die eigene Partei, polarisierte und so die Geschlechterfrage als gesellschaftliche Frage in der Auseinandersetzung präsent hielt. Mangels ministerieller Entscheidungsbefugnis in familienpolitischen Fragen bildete daher die mediale Öffentlichkeit sein originäres Betätigungsfeld. Und gerade dazu hatte er sich als „Fides Romana“-Mann verpflichtet:

„Der Fides-Mann leistet im Sinne dieser Verpflichtung ganz konkrete, vorbedachte Arbeit, sowohl im privaten wie insbesondere im öffentlichen Raum. Er bedient sich hierbei der die öffentliche Meinung formenden neuzeitlichen Mittel, sei er nun selbst Ausübender oder Veranlasser (Presse, Rundfunk, Rede, Papstfeier u. a. m).“¹³³

Der Parteivorsitzende der SPD, Erich Ollenhauer, sprach angesichts der Besetzung des Ministeriums deshalb nicht ganz zu unrecht von „moralischer Aufrüstung“.¹³⁴

Eine Änderung des Grundgesetzes im März 1954 sicherte dem Bund die ausschließliche Gesetzeskompetenz für die Verteidigung einschließlich der Wehrpflicht der Männer. In diesem Zusammenhang ist Wuermelings Äußerung zu deuten: „Millionen innerlich gesunder Familien mit rechtschaffenen erzo-genen Kindern sind gegen die drohende Gefahr der kin-

130 Franz-Josef Wuermeling in VDB, 15. Sitzung d. 2. WP, 12.2.1952, S. 81.

131 Zu dem gut ausgebauten und gepflegten Kontaktnetz Wuermelings siehe seinen Nachlaß passim.

132 Schissler, Normalization, S. 370.

133 Der Spiegel, 8. Jg. (1955), H. 38, S. 13f.

134 Erich Ollenhauer in VDB, 4. Sitzung d. 2. WP, 28.10.1954, vgl. auch Aussprache /Das Parlament, 28.10.1953; Jenseits einer alltags-sprachlichen Verwendung vor dem Hintergrund westdeutscher Wiederbewaffnung beinhaltete die Formulierung „moralische Aufrüstung“ ein umfassendes Programm, wie es zuerst von Frank N. D. Buchman unter dem Label „Remaking the World“ vorgestellt wurde. 1949 erschien eine deutsche Übersetzung unter dem Titel: „Für eine neue Welt“ bei der Nymphenburger Verlagsanstalt in München. Der Einleitungsaufsatz von Gustav René Hocke ist überschrieben mit „Geistiger Kreuzzug des 20. Jahrhunderts“ und führt in das Konzept und die Geschichte des „Moral Re-Armament“ Buchmans ein; vgl. auch Peter Howard, Welt im Aufbau. Die Geschichte von Frank Buchman und den Männern und Frauen der Moralischen Aufrüstung, Caux-Verlag 1951. Ich danke Marcus Payk für diese Hinweise.

erreichen Völker des Ostens eben so wichtig, wie alle militärische Sicherung.“¹³⁵ Der Spiegel verarbeitete diese griffige Gleichsetzung von Sicherheitspolitik und Bevölkerungspolitik in einer Illustration: Kinderreiche Familien marschieren in einem Schaubild Truppenverbänden gleich gen Osten, der selbstredend an der Grenze zur DDR begann und sich in asiatischen Weiten verlor.¹³⁶ (Abb. 13) Im Gegensatz zum anderen deutschen Teilstaat, der systematisch die Einbeziehung aller Frauen in die Produktion betrieb, dienten westdeutsche Frauen dem neuen Deutschland am besten, wenn sie alles für die Familie gaben.

Vor dem Hintergrund von 17. Juni, Wiederbewaffnungspolitik und militärischer Westintegration ist Wuermelings Prognose zur Müttererwerbstätigkeit und zukünftigen Dimensionen des „Schlüsselkindphänomens“ zu sehen. In seiner 1955 veröffentlichten Denkschrift zum Familienlastenausgleich äußerte er unumwunden seine Angst vor dem „Sog in die Betriebe“, der angesichts der bevorstehenden Aufrüstung auch verstärkt Hausmütter ergreifen werde. Damit erfolge ein „Dambruch“ in Richtung östlicher Lebensweise:

„Die weitere Zunahme der Produktion, die bevorstehende Aufstellung deutscher Streitkräfte mit dem Ausbau der dazugehörigen Industrien ... das alles wird zu einer weiteren erheblichen Verschärfung der Lage auf dem Arbeitsmarkt führen ... Es kann erwartet werden, dass der Sog in die Betriebe, verstärkt durch erhöhte Lohnangebote und steuerliche Anreize, viele ‚Hausmütter‘ erfassen wird, vor allem jene, die mit mehreren Kindern am Rande des Existenzminimums leben ... Es würde damit – sicher gegen den Willen aller Beteiligten – auf anderem Wege dieselbe Ordnung verwirklicht werden, wie sie bereits in den Ländern östlicher Prägung herrscht.“¹³⁷

Die regierungsamtliche, über neun Jahre in der Grundanlage unveränderte Familienpolitik interpretierte ihre Förderung von (kinderreichen) Familien durch ein eigenes Ministerium institutionell wie inhaltlich eindeutig im Bezugsfeld des Kalten Krieges.

Zusammenfassung: Geschlecht und Kalter Krieg

Die empirische Sozialforschung der späten fünfziger Jahre konnte zu keinem Zeitpunkt direkte oder indirekte Ursache-Wirkungszusammenhänge zwischen Kindern berufstätiger Mütter, die einen eigenen Schlüssel besaßen, und Verwahrlosungserscheinungen, geschweige denn Auflösungserscheinungen des gesamten Gesellschaftskörpers belegen. Dieses Auseinanderklaffen von „Tatsachen“ und Diskursen wurde bereits von kritischen Zeitgenossen bemerkt. Historisch umso interessanter ist dieses Spannungsverhältnis von Anlass und Aufregung selbst. Auf Grundlage viel zu hoch gegriffenen Zahlenmaterials und eindringlich

135 Vgl. Franz-Josef Wuermeling, Das muß geschehen! Die Familie fordert vom Bundestag, in: Kirchen-Zeitung, Köln, 6.12.1953.

136 Vgl. Der Spiegel, 8. Jg. (1955), H. 38, S. 11.

137 Franz-Josef Wuermeling, Der Familienlastenausgleich. Eine Denkschrift des Bundesministers für Familienfragen, Bonn, 1955, S. 23f.

geschilderter Schicksale wurde Politik auf dem Feld von Familien- und Sozialfürsorge gestaltet.

Das verweist jenseits sozial-statistischer Größen und vieler Einzelschicksale auf die *Erzählung* vom „Schlüsselkind“. Als mediale Repräsentation bebilderte sie den Ort von Frauen, Männern und Kindern vor dem Hintergrund abstrakter institutioneller Praxen und machte ihn gesellschaftlich verhandelbar. Die „Schlüsselkinderzählung“ plausibilisierte das Ernährer-Hausfrauen/Zuverdienerin-Modell als arbeitsteilige Basis für das bundesrepublikanische Normalisierungsprojekt. Die Erzählung wirkte als emotional aufgeladenes und aufladbares Label, unter dem sich die alltagspraktischen Schwierigkeiten einer adäquaten Kinderbetreuung, die Erfahrungen und Empfindungen der Individuen vermitteln ließen mit fachspezifischen Interessen an und politischen Lösungen der Geschlechterfrage. Sie bot den Individuen darüber hinaus Bilder an, ihre Erfahrungen, Verhaltensunsicherheiten, Wünsche und berechtigten Sorgen zu kommunizieren.

Der stellenweise nahezu doktrinäre Duktus der „Schlüsselkinderzählung“ forderte zu mehr oder weniger vernehmbaren Gegenstimmen heraus. Sie forderten eine größere Flexibilität im Denken über die gesellschaftlichen Möglichkeiten von Frauen zwischen Familie und Beruf. In diesem Sinne bereiteten die Auseinandersetzungen um die vermeintlich verwehrlosen „Schlüsselkinder“ einen Einstellungswandel mit vor, den Frauen in den sechziger Jahren forcierten und für sich zu nutzen wussten.

In der aufgeladenen Kommunikation zum „Schlüsselkind“, das sich, der Aufsicht durch Erwachsene entzogen, Trivialromanen und Schundfilmen hingab, äußerte sich auch eine tiefsitzende Angst einer mittelschichtorientierten Gesellschaft vor dem „Proletarischen“. Dieses „Proletarische“ war zum einen als Erinnerung an die Notlagen der Weimarer Republik präsent, die in die Katastrophe des Nationalsozialismus mündeten; zum anderen als aktueller Gegenentwurf einer Sozialordnung im Osten des eigenen Landes. Hier trafen sich christlich-konservative Positionen, die der Gewerkschaften und der Sozialdemokratie mit den Lebensentwürfen breiter Schichten. Die Frau, die nicht (mehr) mit/arbeiten brauchte und sich stattdessen um ein behagliches Heim und wohlgeratene Kinder kümmern sollte, galt als sichtbares Zeichen der Ankunft im Aufstieg. Die Angst vor öffentlich auffälligen Kindern saß dabei genauso tief, wie die Angst, die einmal erreichte Position in der Normalität wieder zu verlieren. Christliche Soziallehre wie Gewerkschaften sahen in ihren Forderungen nach Erhöhung des Ernährerlohns den entscheidenden Schritt zur „Entproletarisierung“ breiter Bevölkerungsschichten als gesellschaftlichem Wunschhorizont. Eine DDR, die sich zeitgleich in Bildern des Proletarischen imaginierte, und die selbst ihre Frauen in blauen Arbeitsdrilllich steckte, schuf den negativen Fixpunkt, von dem aus die westdeutschen Selbstbilder zum Ort von Frauen, Kindern und Männern entworfen werden konnten. (Abb. 14) Gerade wegen der Offenheit des bundesrepublikanischen Modells für Gegenstimmen und Entwicklungen war die DDR-Alternative als instrumentalisierbarer Begrenzungsrahmen in der westdeutschen Öffentlichkeit präsent: Christine von Oertzen zitiert in ihrer Arbeit zu Geschlechterpolitik und gesellschaftlichem Wandel in Westdeutschland einen Brief der Bundesregierung an den Hessischen Rundfunk, bei Werbesendungen zur Teilzeitarbeit „eine deutliche Abgrenzung gegen Ostdeutschland voranzuschicken.“ Vor allem bei Sendungen zur Teilzeitarbeit in der Industrie müsse „mit besonderer Betonung auf die vollkommene Freiwilligkeit der Übernahme von Teilzeitarbeit durch die verheirateten

Frauen“ hingewiesen werden, weil ja „aus der SBZ genügend Meldungen darüber vorliegen, dass man dort auch die Hausfrauen zur Übernahme einer Berufsarbeit in gewerblichen Betrieben drängt, ja zwingt.“¹³⁸ Die allgegenwärtige Systemkonkurrenz strukturierte einen geschlechterpolitischen Diskurs, der mit der innergesellschaftlichen Aktualisierung zugleich die Abgrenzung nach außen vorantrieb.

Im westdeutschen Deutungshorizont verknüpften sich Bilder von Frauen nicht mit der Produktionssphäre, wie im ostdeutschen, sondern mit der des Konsums. Frauen sollten nicht nur zu Hause bleiben, um durch ein behagliches Heim einen Schutzwall gegen den expansionistischen Kommunismus und Totalitarismus zu schaffen, sondern auch, um sich zur kompetenten Konsumentin weiterzubilden. Sie sollten den Ernährerlohn und eigenen Zuverdienst sinnvoll in Zivilisationsgüter investieren. Die „Schlüsselkinderzählung“ mit all ihren negativen Dimensionen war eines jener Diskurselemente, die die westdeutsche Konsument/innengemeinschaft positiv als demokratischen Gesellschaftskörper zu perspektivieren erlaubten. Wie Elizabeth Heinemann zeigen konnte, dienten seit Kriegsende im Westen zum Stereotyp verdichtete weibliche Erfahrungen wiederholt dazu, positive nationale Identität als „Opfer des Krieges“ außerhalb der Kriegsschuld konstruieren zu können. Sie legte drei symbolische Erzählungen frei: die Erinnerung an Bombennächte, Flucht und Vertreibung; die Erinnerung an die „Trümmerfrauen“; die Erinnerung an die „Fraternisierung“.¹³⁹ Mit der „Schlüsselkinderzählung“ wurde diese Praxis in die „Wirtschaftswunderzeit“ hinein fortgeführt: Die hier lautstark vorgenommene Zuweisung eines festen Ortes für Mütter im „Inneren“ des Hauses zeigte an, dass die Zeiten aufgelöster Gesellschaftsordnungen endgültig vorüber waren. Die weibliche Sexualität war wieder domestiziert. Mit der zurückgekehrten Normalität in der Geschlechterordnung wurde die Normalität im demokratischen Zusammenleben verknüpft.

Für die fünfziger Jahre hat sich historiographisch das Label „Modernisierung im Wiederaufbau“¹⁴⁰ durchgesetzt, das zwischen der euphorischen Bewertung einer „Periode aufregender Modernisierung“¹⁴¹ und einer eher abwägenden Beschreibung in Begriffen von Ambivalenz und Widersprüchlichkeit vermittelt.¹⁴² Die „Modernisierung“ setzte sich nicht trotz sondern wegen dieser Geschlechterpolitik in Gang. (Abb. 15) Im Verlauf der fünfziger Jahre blieb der Vor- und Darstellungskontext in Bezug auf Mütter und Kinder mit seinen handlungsleitenden Implikationen durch die Abgrenzung von zeitgleichen geschlechterpolitischen Konzepten des permanent präsenten anderen deutschen Teilstaates befangen. Dieser knüpfte seine Normalisierungsverheißung ebenfalls an eine, wenn auch anders begründete, stabile Geschlechterordnung. Dort, wo tausendfache unspektakuläre weibliche Erfahrungen mit der Vereinbarkeit von Familie und Beruf strukturell verwoben wurden mit einer großen

138 Vgl. Oertzen, Teilzeitarbeit, S. 260 unter Zitation eines Briefes des Presse- und Informationsamtes der Bundesregierung, Abt. Rundfunkredaktion an den Hessischen Rundfunk, Sozialfunk v. 14.10.1960, HstAH, Abt. 2050, Nr. 541, o.P.

139 Vgl. Elizabeth Heinemann, *The Hour of the Woman. Memories of Germany's „Crisis Years“ and West German National Identity*, in: Schissler, *The Miracle Years*, S. 21–56.

140 Axel Schildt/Arnold Sywottek, *Modernisierung im Wiederaufbau. Die westdeutsche Gesellschaft der 50er Jahre*, Bonn 1993.

141 Hans-Peter Schwarz, *Die Ära Adenauer. Gründerjahre der Republik 1949–1957*, Stuttgart 1981, S. 382.

142 Vgl. Christoph Kleßmann, *Ein stolzes Schiff und krächzende Möwen. Die Geschichte der Bundesrepublik und ihre Kritiker*, in: GG 11 (1985), S. 467ff.

Erzählung zur Systemkonkurrenz im Ost-West-Konflikt, die die feindliche Bedrohung durch „den Osten“ bis hinter die Wohnungstür der westdeutschen Familien fortsetzte, entfaltete sich eine der alltäglichen Ausdrucksformen des Kalten Krieges: Wo sich Kinder allein überlassen blieben, boten sie nach anti-kommunistischer Lesart ein Einfallstor für „östliche Lebensweisen“, wo Mütter von ihrer „Uraufgabe“ abgelenkt waren, konnten sie gefährvolle Einflüsse auf die Familie nicht mehr nachhaltig eindämmen.

Am Beispiel der „Schlüsselkinderzählung“ zeigte sich: Der innerdeutsche Konflikt war nicht notwendigerweise in jedem massenmedialen Text explizit präsent. Eher im Gegenteil, die Dichotomie des Entweder-Oder wurde in Gang gehalten durch ein wohlüberlegtes „Aneinander-Vorbeireden“. Wo der Westen von „Familie“ redete, redete der Osten von „gleichberechtigten Frauen“. So konterte die DDR, unlösbar verbunden mit der strikten Konfrontationsstellung, in den Auseinandersetzungen um einen gesellschaftlichen Ort von Frauen gegenüber der BRD nicht auf dem Feld von Ehe und Familie, sondern auf dem der Gleichberechtigung. Umgekehrt warf die BRD ihre Positionen zu Ehe und Familie in die Schlacht und schuf durch ständige Wiederholung das Bild von der DDR, in der es keine Familie mehr gab, sondern nur noch Produzenten im Zugriff des totalitären Staates. Diese Erzählungen waren nicht bipolar geordnet, sondern allozentrisch. Sie verwiesen nur indirekt aufeinander und sind nur unter Änderung des Blickwinkels und bei einer Sensibilisierung für das Nicht-Gesagte aufeinander zu beziehen. Das erhöhte ihre Sinnbildungsqualität, die bei einer permanenten Wiederholung des ausschließlichen Entweder-Oders schnell nachgelassen hätte.

Die „Schlüsselkinderzählung“ konnte langfristig Mentalitäten in der Bundesrepublik prägen, weil sie individuell erwünschte und gelebte Familienmodelle mit politisch propagierten, normsetzenden und handlungsleitenden Konzepten zur Familienordnung verband. In Bildern vom wärmenden Schoß stellte sich der westdeutsche Teilstaat als demokratischer Teil eines westlichen Staatenbündnisses vor und dar. Richtig verfasste Familien besaßen unverletzte „mütterliche Herzen“, die „in Liebe, Sorge, Aufopferung und Verzicht“ nicht nur als Bollwerk gegen den expansionistischen Kommunismus im Osten standen, sondern die auch die Bändigung des unaufhaltsamen technischen Fortschritts versprachen:

„Ein bloßes Europa der Motoren und Maschinen hat kein inneres Fundament, aber ein Europa starker Herzen opferbereiter Mütter, das wird Bestand haben, weil ethische Werte höheren Rang und dauerhafteren Bestand haben als alle Technik, die im Dienste sittlicher Werte stehen muß.“¹⁴³

143 Franz-Josef Wuermeling, *Familie – Gabe und Aufgabe*, Köln 1963, S. 74.

* Die äußerst fundierte Arbeit von Christiane Kuller zur Familienpolitik in der Bundesrepublik konnte für diesen Aufsatz leider nicht mehr berücksichtigt werden. Vgl. Christiane Kuller, *Familienpolitik im föderativen Sozialstaat. Die Formierung eines Politikfeldes in der Bundesrepublik 1949–1975*, München 2004.